Die Christliche Welt

Wochenschrift für Gegenwartchristentum

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 23 | Marburg i. H., den 9. Juni 1921 | 35. Jahrgang

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 10 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 2,65 Mark, Ausland 4,80 Mark; Haltegebühr für das Ausland: Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Niederlande, Vereinigte Staaten, Luxemburg, Norwegen, Schweden, Schweiz, Aegypten, China, Japan mit 100% Aufschlag. Italien, Portugal, Spanien, Griechenland, Argentinien, Brasilien, Chile mit 60% Aufschlag. — Einzelnummer 1 Mark Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 0,75 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Gott helfe mir. Amen — Bemerkungen zu Wilhelm Schäfer, den Quäkern, Gogarten und Troeltsch — John Ruskin (Broicher) — Neue Hochschule, neuer Humanismus — Rettet die evangelisch-theologische Wissenschaft — Die Grundlinien des Neuprotestantismus — Zur Frage der jüdischen Geheimlehren — Noch einmal die jüdischen Geheimlehren — Zeitschriften-Umschau 6 — Wöchentliche Chronik — Verschiedenes: Schweigender Dienst (Hodgkin-Otto) Ernte (Literarisches Echo); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gott helfe mir. Amen

Der Vater läßt mich nicht allein, denn ich tue allezeit, was ihm gefällt. Joh. 8, 29.

„Ich kann nicht anders" — mit diesen Worten schaute sich die Seele um in der Welt, unter den Menschen, sah alle die Widerstände, Gefahren, Nöte, Aufgaben und faßte ihren Entschluß, fällte ihre Entscheidung, allen äußeren und inneren Gewalten zum Trutz. „Gott helfe mir! Amen" — damit sucht sie Zuflucht in ihrem heiligsten Verließ, kehrt zu ihrem Urgrund zurück („Hier stehe ich") und liegt nun „fein stille, sanft und bloß in des liebsten Vaters Schooß". Das ist keine Phrase, keine Stimmung oder Gewöhnung bloß, das ist Tat und Wesen; keine Entäußerung, sondern das letzte Geheimnis der Person selber. Wie elf Monate später der Held trotz inzwischen verhängter Acht wider Willen des Kurfürsten die Wartburg verließ: „Ich habs auch nicht im Sinn, von E. Kf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja ich halt', ich wollt' E. Kf. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Wer am meisten glaubt, der wird hie am meisten schützen." Also kein Notschrei einer verzweifelnden Seele, dieses „Gott helf mir! Amen", die ihre Sache verloren gibt, sondern der starke Griff nach der Kraft, ohne die es nicht geht, die ihm aber, dem Mutigen, sicher zu Gebote steht. Wie er denn zu Worms beten konnte: „Stehe mir bei, du treuer ewiger Gott, ich verlasse mich auf keinen Menschen. Gott, o Gott, hörst du nicht, mein Gott? Bist du tot? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich allein. Hast du mich dazu erwählet? Ich frage dich, wie ich es denn gewiß weiß."

Berufen, erwählt, auf gebotenem Pfade. Ein Gesandter, der seiner Sendung völlig gewiß ist. Ein Führer, der Auftrag und Auftraggeber kennt und darum des Zieles nicht fehlen kann, wie grausam auch der Weg zuweilen werden mag.

Kein Ruf heute lauter und ängstlicher als der Ruf nach Führern. Hier tut sich das große ewige Führergeheimnis auf. Daß einer zur rechten, zur schwersten Stunde muß mit ganzer Seele sagen können: „Gott helfe mir! Amen" — und dann ruhig voran.

Wenn aber Viele nach einem neuen Luther verlangen, so wäre es gut, daß wir erstens einmal dem alten Luther folgten, von dem noch gewaltig viel unverbrauchte Führerkraft ausgeht. Und daß wir zweitens begriffen, wie er uns alle berufen hat, uns selber zu führen, unsre eignen Herren zu sein und das an unserm Leben zu erfahren und wahr zu machen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir." Im Zeichen des allgemeinen König- und Priestertums der Gläubigen. Begreifen, ergreifen wir das, so wird eine Atmosphäre der Verantwortung und der Leistung und der Freudigkeit sich entfalten, welche Führer verdient und Führer gebiert. Schreien und Jammern tuts nicht, sondern ein starkes Rufen muß es sein, wenn wir Hilfe brauchen. Der barmherzige Gott hört wohl die Seufzer der Elenden, aber er will doch von seinen Kindern, die er durch Jesus Christus erlöst hat von aller Furcht, wenn sie an die großen Blöcke kommen die den Pfad versperren, eine andre Sprache hören. Ganz vertrauend und sieghaft, wie der Freund dem Freunde, das Kind dem Vater ruft: „Gott helfe mir! Amen."

Amen, Amen, das heißt: Ja ja, es soll also geschehen.

R

Bemerkungen zu Wilhelm Schäfer, den Quäkern, Gogarten und Troeltsch

Vgl. 1920 Nr. 49 f. 1921 Nr. 8 und 11

Wilhelm Schäfer war als ernster Schriftsteller, als Begründer und verdienter Leiter des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein und Herausgeber der vornehmen Monatsschrift „Die Rheinlande" kein Unbekannter, doch keineswegs in Mode; manchem Leser der Christlichen Welt wird sein Name kaum etwas bedeutet haben, ehe er die Aufmerksamkeit Vieler auf sich zog durch sein entschiedenes Eintreten für die Quäker und für Gogarten. Jetzt liegen seine drei Briefe an die Quäker, deren zweiter und dritter sich ebensosehr um Gogarten drehen, mit einem Nachwort, als kleine Schrift*) vor. Eine Antwort der Quäker erscheint soeben.**) Das ist wohl der geeignete Zeitpunkt, an dieser Stelle etwas über Schäfer zu sagen.

Einen kurzen Lebensabriß hat er selbst aus Anlaß seines 50. Geburtstags (20. 1. 18) in der Deutschen Rundschau (44, 4) vorgelegt. Er gibt ein so lebendiges Bild seines Wesens, daß man am liebsten darauf einfach verweist. Nur so viel mag als äußerster Umriß hier stehen. Wilhelm Schäfer ist Sprößling eines alten Schwälmer Bauernhofs, aber von früher Kindheit an aufgewachsen in Gerresheim bei Düsseldorf, wohin der Vater vom heimischen Besitz weg verschlagen war. Vom Volksschullehrer im Bergischen kämpft er sich durch zum freien Schriftsteller, als welcher er heute in Ludwigshafen am Bodensee in bescheidener Unabhängigkeit lebt. Was er als Schriftsteller unter Seinesgleichen gilt, mag, wem daran liegt, aus einer auch zu seinem 50. Geburtstag von Karl Röttger herausgegebenen Sammelschrift***) ersehen. Ganz als Laie möchte ich darüber nur soviel sagen, daß jede seiner erzählenden Schriften mich unbedingt mitnimmt, mich zwingend hineinstellt in das, was er vorführen und was er damit sagen will, und

*) Drei Briefe mit einem Nachwort an die Quäker. Verlag Georg Müller, München.

**) Frankfurter Zeitung vom 7. April, 1. Mbl.

***) Wilhelm Schäfer zu seinem 50. Geburtstag. Mit Beiträgen von . . [28 Schriftstellern] . . herausg. von Karl Röttger. Georg Müller.

daß sich eine hohe Kultur der Sprache darin zu erkennen gibt, beruhend auf nichts als Gradwüchsigkeit, Eigentlichkeit, mit einem Wort Wahrheit, bewußter Meidung alles nicht sachlich streng begründeten Zierrats. Mancher mag vornehm die Nase rümpfen, wenn er erfährt, daß als Stilmuster diesem modernen Schriftsteller Johann Peter Hebel gilt. Wer aber in seiner Art einmal heimisch geworden ist, wundert sich gar nicht von ihm zu hören, daß er seinem Urtrieb nach eigentlich Maler ist. Seine „Dichtung" ist fast ausschließlich Epik, und zwar in sogenannter Prosa. In knapp gefaßten Novellen, „Anekdoten" kleineren Erzählungen (unter denen „Die Mißgeschickten" hervorzuheben sind; alles bei Georg Müller) gestaltet er sich seinen epischen Stil; in der Halsbandgeschichte, in dem viel beachteten Staufferbuch versucht er ihn an größeren Gegenständen; in seinem Pestalozzibuch („Lebenstag eines Menschenfreundes") trifft er endlich den Vorwurf, an dem er die schwer errungene Meisterschaft voll beweisen kann. Er hat uns diesen „Einzigen, oft Mißkannten", nie zu Vergessenden so lebendig zu machen verstanden, daß wir ihm wie einem Heutigen ins Auge blicken und den herzhaften Druck seiner Hand spüren. Ich wüßte kaum, welchem unserer Großen bisher solches Glück zu Teil geworden wäre. Als selbst-Pestalozziforscher und Pestalozzifreund aber darf ich ihm bezeugen, daß diese seltene Kraft der Verlebendigung durch gar nichts Andres erreicht wird als durch gewissenhaftes Hinhorchen auf das, was in seines Helden Tun und Reden sich verrät von dem „wirklichen Lebensgrund", aus dem es gewachsen ist, ganz im Einklang mit seiner landschaftlichen und geschichtlichen Umgebung. Allgemein ist es die Voraussetzung Schäferscher Epik: Der Leser will nichts wissen von Helden aus Nirgendwoland, er will, um „auf das sittliche Grundgesetz zu kommen", nicht das Abenteuer des Einzelnen, sondern der Menschheit; er will selbst als Leser „etwas in der Ewigkeit bedeuten, das ihn über sein tägliches Dasein hinaus ins Schicksal der Menschheit hebt".

Das führt aber schon dicht heran an das, was uns hier besonders angeht. Der „Lebenstag" war erst halb geschrieben, da der Krieg ausbrach. „Es war noch in den Tagen der ersten Siegesnachrichten", lesen wir in seinem Lebensabriß, „als ich in den mir herzlich vertrauten Chorälen Bachscher Bearbeitung das Lutherlied aufschlug. Wie ich da an die Worte kam: Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin! Sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben — erstickte mir Klang und Stimme. Wo ist unser Reich? fragte eine Klage mein Gewissen, und ich konnte ihm keine Antwort geben. Seitdem habe ich den Kreislauf von Ursache, Veranlassung und Wirkung dieses Krieges abirren müssen bis zur Verzweiflung, um zuletzt immer wieder an die Frage der eigenen Verantwortung und Schuld zu kommen." Er aber fühlt die Verantwortung besonders schwer als Dichter, der sich anmaßt, Hüter der Volksseele zu sein: „Jede Kritik an der Kultur trifft meine Pflicht!" Zwar „wer ganz bei sich selbst ist, ist bei den Andern". Aber „war ich ganz bei mir selber, das heißt im Herzen meiner Verantwortung? Stand meine Arbeit im innersten Licht des Menschengeistes, oder war sie an den Rändern ...?" Noch stärker mußte ihn, wie uns alle, der Ausgang des Krieges ergreifen. Seine Dichtung wollte ja nicht Unterhaltung müßiger Seelen, sie wollte „Dienst an der Menschheit" sein „im Hause seines Volkes. Das Haus ist zerschlagen, weil es auf falschen Grund gebaut war". Aber darum „wehklagt er nicht, sondern er rührt seinen Geist, wie es neu zu bauen sei".

So entsteht ihm der kühne Plan, zum Gegenstand einer epischen Darstellung die Geschichte, die „schmerzen- und wunderreiche Odyssee" der deutschen Seele zu machen. „Ich habe es mir nicht ausgedacht, es ist im Sturmwind auf mich gefallen, was es für das Volk der Juden bedeutet hat, in den Büchern, die wir Christen das Alte Testament nennen, neben seiner religiösen Offenbarung und dem Nationalschatz seiner Dichtung auch noch eine wortgewordene Geschichte seiner Herkunft zu besitzen.... Wie das deutsche Volk mit der Völkerwanderung eintrat in das Licht der Geschichte, wie es seine Seele im Mittelalter am Christentum anschwellen ließ zu einer Inbrunst sondergleichen, wie sein Gewissen erwachte in der Reformation und den Kampf auskämpfte, auf dem der moderne Menschengeist steht, wie es sich selber, dank seiner Fürsten, an die Sonne von Versailles verlor, bis es in den Dichtern und Denkern um 1800 endlich wieder für sein eigenes Dasein erwachte...": diese „Odyssee in großem Ausmaß" zu dichten, wagt er sich als Aufgabe zu stellen. Heute ist das Werk vollbracht und harrt der Drucklegung.

Nicht aus irgendeinem Augenblickseinfall, sondern ganz aus dem Zusammenhang dieser seiner eigensten Arbeit versteht es sich, was es diesem Schriftsteller bedeuten mußte, mit den Quäkern in Berührung zu kommen, und dann, da er, der Quäker wegen, nach Eisenach kam, als „Zaungast" bei den Freunden der Christlichen Welt „zufällig" die „Predigt" Gogartens mitanzuhören. Sie wurde ihm zu einem „Erlebnis ohnegleichen". Ihm war durch sie „der Abgrund aufgerissen, der die gottbereite Seele von aller Welt trennt, um, leer von jeglichen Dingen und Bildern, Furcht und Hoffnung der Erde, in Gott zu sein". Ihm bekam da „der Abgrund Sprache, aus dem Luther die Gnade seines Glaubens errang." Seitab von allen Zeitforderungen der Kirche, allen Vermittlungsbedürfnissen zwischen Christlichkeit und Welt, war ihm die „vergessene enge Pforte" wieder aufgetan, die Pforte jener Tragik, nach der die Aestheten in unserer Kultur vergeblich suchen, der Tragik, die den Tod bedeutet, aus dem allein eine Auferstehung kommen kann. Doch sträubte sich noch Etwas in ihm gegen eine Religion, die den Heiligen für sich allein „jenseits aller Hoffnung" zu stellen schien. Er lief hinaus, den „brennenden Dornbursch" hinter sich, seine Seele schrie auf zu Gott: „Warum bist Du, wenn Du nur den Wenigen in Wahrheit nahe sein kannst?" Und fast machte es ihn irre an seinen Freunden, den Quäkern, daß sie nicht ebenso wie er von Gogartens Rede ergriffen waren, daß sie in ihrer Sicherheit sich durch sie vielmehr angegriffen fühlten, ja fast zornig sich zu befreien strebten von dem Fremden, das sie da berührt hatte. Doch das war erklärlich: Wir Deutsche sind nach diesem Krieg „dem Schicksal näher als der Liebe". Wir haben erkannt, wer am Webstuhl dieser blutigen Zeit saß. „Unmäßig wie wir sind, haben wir mit um das goldne Kalb getanzt, als die ganze Welt darum tanzte. Nun aber die Erde barst von der Gottverlassenheit der vergangenen Tage, wollen wir ebenso unmäßig den Abgrund auskosten.... Wir sind aufs tiefste davon ergriffen, daß Gott mit der Menschheit zu hadern begonnen hat, wir wollen für uns nichts von diesem Hader geschenkt haben, ja wir zittern, daß er zu hadern aufhören möchte, bevor alle Gerechtigkeit an uns erfüllt ist." Ja „wir sind trotzig bereit, selber mit ihm zu hadern, wenn sich euer himmlischer Vater nun nicht anders offenbaren wollte; und weil eine solche Offenbarung in der Rede Gogartens auf der Wartburg geschah, darum wehte unsere erschütterte Seele ihm zu". In seinem dritten Briefe aber erfahren wir, in welch tiefem weltgeschichtlichen Besinnen es ihm endlich aufleuchtete: wie mitten aus dem ewigen Nein das ewige Ja, mitten aus dem Tode das Leben wiederersteht. Die Möglichkeit der Bejahung ward, in Jesus, durch die Offenbarung der Liebe der Seele gegeben. Liebe bedeutet Rückströmung ins All; wer liebt, und sei es noch so schwach, entäußert sich; wer liebt, leidet und läßt nicht, er erfüllt und tut . . . Indem Jesus Gott als den himmlischen Vater, d. h. als den Urquell der Liebe offenbarte, erlöste er die Menschheit auch zum Tun in der Sinnenwelt; denn alles, was aus seiner Liebe geschieht, geschieht trotzdem in der ewigen Wirklichkeit." (Trotzdem? Dies Einzige möchte anfechtbar sein. Denn auch die Sinnenwelt — ist zwar nicht die „ewige Wirklichkeit", aber ruht doch auf ihr, und ist in ihr erlöst.) Damit aber stehen wir nun ganz wieder bei den Quäkern — den „Zitternden", die von allen Gemeinschaften unserer Zeit diesen Namen am wenigsten verdienten, denn sie allein haben nicht gezittert. Sie zitterten auch jetzt nicht, sie haderten nicht mit Gott, sondern verharrten in der gelassenen Sicherheit ihrer Einfalt. — Wie aber werden wir den quälenden Zweifel los wegen der „engen Pforte"? — Nun, eben in der frohen Botschaft der

Kindeseinfalt in unsrer Stellung zum himmlischen Vater und zu den Brüdern ist die Pforte weit aufgetan. Nicht wird von uns gefordert, irgend Etwas zu tun oder zu unterlassen, um uns damit himmlischen Lohn zu verdienen oder der Strafe zu entgehen. Damit ist nicht dem Heiligen allein die Paradiesespforte geöffnet, sondern allen, wie fern sie auch jetzt noch von ihr stehen mögen. So allein ist es für den wahrhaft Frommen überhaupt erträglich, denn eher will er zur Hölle fahren, als durch irgendeine Tat, ein Gebet, eine Gesinnung seine Seele retten, solange noch eine einzige Seele verdammt ist. Aber sie sind vielmehr alle gerettet. Nichts braucht es dazu, als, sich auf sein Tiefstes, die ewige Seele zu besinnen. Diese „enge Pforte“ in der eignen Seele steht aber Jedem offen. Damit ist der Strick zerrissen und der Vogel frei. Und wie könnte die befreite Seele anders sein als liebend, was die Liebe anders tun als allen das Licht bringen, darin sie selbst nun selig geht? So war Jesus in Wahrheit der Erlöser, denn damit hatte er nicht bloß für sich den Weg zu Gott zurück gefunden, sondern auch den Andern, den Mühseligen und Beladenen, die Erlösung gebracht. Und darum durfte er sich heiliger und höher, einfältiger und demütiger als sonst ein Mensch Gottes Sohn nennen. —

So Schäfer. Wer seine Gedanken durchdenkt und seiner Sprache empfänglich ist, kann nicht auf den Einfall kommen, daß es vor allem die ästhetische Freude an scharf geschliffenen Paradoxien und an dem die Phantasie reizenden tragischen Entweder-Oder*) gewesen sei, die ihn veranlaßt habe sich an weithin sichtbarer Stelle zu den Quäkern und zu Gogarten zu bekennen. Neben Schäfer und Gogarten steht Tillich, steht Josef Heiler, stehen Ungezählte in unserer ernstesten Jugend. Der Religionspsycholog und Religionshistoriker mag sich das irgendwie psychologisch und historisch zurechtlegen, das ist sein gutes Recht. Aber es ist mehr als das. Es ist vor allem nicht „Geschmack moderner Romantiker“. Gerade der radikale „Dualismus“, den Troeltsch in Gogarten findet, wäre das volle Gegenteil von Romantik. Gerade sie verwischte durchaus den Gegensatz, den Gogarten, nach Troeltschs Meinung, überspannt.**) Sachlich scheint das Mißverständnis dieses zu sein: Wir (denn auch ich selbst stehe hier ganz auf Gogartens Seite) sähen in der „Welt“ etwas wie ein „Ding an sich“, das sich von Gott losgerissen hat und nun „in seines Nichts durchbohrendem Gefühl“ ihm gegenübersteht, um sein lediglich verdammendes Gericht über sich ergehen zu lassen; während nach Troeltsch Gott selbst das Leben der „Welt“, die beständige Selbstspaltung und wieder Selbstvereinigung sei; woraus freilich für das „endliche Wesen“ die Notwendigkeit einer „revolutionären Selbstumkehrung“, einer „Katastrophe“ bei allen denen hervorgehe, die „mit dem letzten Grund der Dinge wirklich wurzelhaft verbunden sind“***). Um bei dem Letzten zu beginnen: Was wäre denn nicht mit ihm wirklich wurzelhaft verbunden, wenn es der „letzte Grund“ der Dinge doch eben sein soll? Nur ob es sich ihm verbunden weiß, kann die Frage sein, nur vom Nichtwissen zum Wissen des Verbundenseins die große Wendung, die Wiederverbindung, religio. Denn — Troeltsch sagt es selbst — „die Welt ist überall Gottes“. Hätte das Gogarten etwa nicht vorausgesetzt, hat er es etwa nicht, ganz in der Sonnenklarheit, die seine Rede durchweg auszeichnet, wieder und wieder ausgesprochen? Doch hat er es wie gleich am Abend jenes 1. Oktober, so dann wieder und wieder — und auch diesmal wieder — erfahren müssen, daß aus seiner Rede viel mehr das Nein als das Ja herausgehört wurde, daß „das Ja selbst dann so gut wie ungehört blieb, wenn es auf das deutlichste und bestimmteste gesagt wurde“†). — Also wäre zwischen ihm und Troeltsch eigentlich kein Unterschied? Doch. Für Gogarten ist das „wirkliche“ Ja unbedingt das Erste, — nicht unter der Kategorie der Kausalität, sondern unter der ganz anderen von Leben und Tod (letzter Bedeutung) — schlechthin Bestimmende; für Troeltsch — mag es letzten Grundes zwar auch so sein, denn wie könnte es überhaupt anders sein, wie lebte überhaupt der Tod anders als von Gnaden des Lebens? Aber doch sieht es bei ihm immer so aus, als sollten die zeitlichen Bedingtheiten für alles, auch für unsere Stellung zum nicht Zeitbedingten, entscheidend sein („.... scheint in Prädestination begründet ... scheint an dem Maße der Treue und an den umgebenden Einflüssen zu liegen... entsteht die Aufgabe, den jeweils vorliegenden Lebensstoff... so zu vereinheitlichen und zu kneten...“). Immer fragt es sich für ihn, „welche Einflüsse an dieser Gestaltung des religiösen Gefühls beteiligt sein mögen.“ Das ist die Frage des Psychologen und Kulturhistorikers, die Frage zuletzt der Kausalität (weiten Sinnes). Diese hat, nochmals gesagt, ganz gewiß ihr gutes Recht. Nur ist es nicht, und nur kommt man damit gar nicht zur Frage der Religion, sondern es bleibt durchaus stehen in Religionspsychologie, Religionsgeschichte und was es da sonst noch geben mag. Wenn nun aber statt dessen wir nach „der“ Religion, vorerst nach gar nichts Anderm, fragen, dann — klassifiziert man uns als eine besondere, vielleicht recht interessante Abart so und so psychologisch und historisch bedingter Religiosität; als ein „ganz persönliches“, ein „Privatchristentum“, das sich naiv genug für „das“ Christentum ausgebe, da es doch tausend andere gibt; während wir in Wahrheit über uns selbst dabei gar nicht hinauskämen und auf jede Mitteilung und Uebertragung unseres Seelenzustands auf Andere verzichteten.*) Mit einem Wort, man deutet uns psychologisch (oder psychiatrisch), kulturwissenschaftlich usf., und versteht gar nicht, daß es uns um — uns, um unsern „Seelenzustand“ gar nicht zu tun ist, sondern um was ist und nicht ist, um Ja und Nein, Leben und Tod, und zwar ewiges Leben, ewigen Tod. Und so bleibt es bis zuletzt: Hoffen wir endlich auf den Punkt des besseren gegenseitigen Verstehens zu kommen bei dem Zugeständnis, daß gerade die innere „Revolution“ (vorher: „Katastrophe“) die tiefste Gottesoffenbarung sei, so macht der Nachsatz diese Hoffnung sofort wieder zuschanden: „aber neben dieser gibt es tausend andere.“ Bei Gott, nein! Die Offenbarung des einen Gottes kann nur eine sein. Anders aber als sich offenbarend kann Gott weder sein noch gedacht werden. Offenbart sich also Gott, als der eine, notwendig in Allen und Allem, auf eine und nicht tausenderlei Weise, so muß wohl eben die „Katastrophe“, die ja die „höchste“ Gottesoffenbarung sein soll, als eine und dieselbe, in Allen und Allem sein, da in Wahrheit eben nur in ihr Gott offenbar wird. Das aber war, und bleibt unerschütterlich, der Kern dessen, was wir sagen wollten: Gott macht nur lebendig, indem er tötet. Was tötet? Den Tod selbst, nichts als ihn; „das Nicht brennt in der Hölle“. Nichts als solch sterbender Tod ist alles sogenannte Leben des Endlichen, Vergang seiner Endlichkeit allein das Erwachen des wahren, des „ewigen“ Lebens. Diesem Absolutismus der „Katastrophe“, in der allein Gott offenbar wird, möchte Troeltsch entrinnen, und entrinnt ihm doch nicht: ihm ist nicht zu entrinnen.

Das aber ist nicht, will gar nicht sein „eine“ (neue oder auch uralte) „Religion“, sondern es ist, war von je und wird immer sein der einzige und letzte Sinn der Religion. Es gibt zuletzt gar nicht „Religionen“, es gibt nur „die“ Religion. Denn es gibt nur ein Letztes: das Letzte.

Marburg Paul Natorp

John Ruskin

John Ruskin und sein Werk. Von Charlotte Broicher. Drei Bände, je 12, gebunden 20 Mk. Jena, Eugen Diederichs 1903

Es sind die Augen einer deutschen Frau, die tief hineingeschaut haben in das Leben des englischen Aestheten und Ethikers. Es ist die verstehende Seele von Charlotte Broicher, die ihm nachgeschritten ist auf den geheimen Gängen innerer Entwickelung und der Gebundenheit durch äußere Lebensbedingungen. Sie ist es, die über sein Werden und Wirken die

*) E. Troeltsch, Christliche Welt, Nr. 11 d. J.

**) Nie hätte ein Romantiker z. B. die schneidenden Sätze aussprechen können, die man Sp. 144f. (Nr. 8 d. J.) liest.

***) A. a. O. Sp. 189.

†) A. a. O. Sp. 145.

*) Sp. 187.

seinem eigenen Munde entnommenen Worte setzt: You cannot understand a man's words, unless you know his temper. (Ihr könnt eines Mannes Worte nur dann verstehen, wenn ihr sein Temperament kennt.) Und sie gibt damit den tiefen Grundton für die volle Würdigung eines Mannes, dessen Bild bis zu ihrer hingebenden Arbeit uns nur aus losen Fragmenten zusammengefügt war, aus einander widersprechenden Aeußerungen, die, ein Ausklang dessen, was sein leidenschaftliches, den Rätseln jeden neuen Tages hingegebenes Herz bewegte, die Züge seines Wesens wie in raschem Wellenspiel eher verhüllten als erhellten.

Bis auf den Grund seines Ursprungs und seiner Lebensbedingungen zurückgehend, dürfen wir ihm, so zu sagen, in seiner eigenen Welt nahe treten, ihn aus ihr und sich selbst heraus verstehend. Und dadurch hat Charlotte Broicher ihrem eigenen deutschen Volke ein Geschenk gemacht, dessen voller Wert in unserer Zeit nicht verloren, sondern eher neu gewonnen werden wird: denn, die über Volk und Vaterland, wie John Ruskin, Herausragenden sind es, die gleich goldenen Brücken, von Nation zu Nation reichend, Quellen aufschließen, die allen gemeinsam fließen, und deren volle Bedeutung vielleicht erst eine Zukunft ermessen mag.

So sehen wir, in die Zeit vor John Ruskins Geburt zurückgehend, seinen Vater, den der Natur- und Kunstfreude hingegebenen Weinhändler, zur Ehe die Frau heimführen, die in der strengen Geradheit ihres Puritanertums ihm mehr Mutter als Frau war, die den unerbittlich moralischen Grundton ihres Wesens nicht für einen Augenblick verleugnen konnte, die aber die hohen Ideale ihres Lebens vom ersten Atemzuge in die Seele des einzigen Kindes zu senken bestrebt war. Und wir sehen dies Kind aufwachsen, in einer fast hermetischen Abgeschlossenheit vom Leben, in einer Einsamkeit, die von keinem Kindheitsgenossen erhellt, von keinem Spielzeug bereichert ihm nur erlaubte, das in seine Auffassung hineinzuziehen, was sein Blick zu umfassen vermochte: sei es in der blühenden Stille des Gartens, sei es durch das Fenster, das dem schauenden, mit aller Intensität seines Wesens schauenden Knaben, täglich neue Wunder auftat. Vielleicht, daß der ausschließliche Unterricht des Vaters, das anhaltende Bibellesen am Knie der Mutter gleichbedeutend für das sensible Gemüt des Knaben wurde, wie die Versenkung in eine immer sich wandelnde und sich ihm neu aufschließende Natur, und daß diese Abgesondertheit von dem, das sonst das Leben eines Kindes ausfüllt, in ihm eine Feinheit des Empfindens weckte, eine Beseelung alles Schönen ringsum, ein brennendes Verlangen, immer mehr von ihm Besitz zu ergreifen, die ihn weit schied vom Alltag und den in ihm Lebenden.

Dieser Kultus der Schönheit in Natur und Kunst fand neue Nahrung auf Reisen, die den Heranwachsenden in Begleitung der Eltern in die Schweizer Berge und an die Stätten der italienischen Kunst führten. So konnte die hingegebene Betrachtung eines Blattes am Baume in ihm ein unnennbares Gefühl des Dankes wecken für das in diesem Schauen Gegebene. So vermochte aber auch der Gottesdienst in einer Schweizer Dorfkirche, der plärrende Gesang der Gemeinde, ihn zu schütteln in Entsetzen darüber, daß man so dem zu nahen wage, durch den und von dem alle Schönheit ihren Ursprung nahm. Und tief in seiner Seele erwachte das unabweisbare Verlangen, seinem Volke ein Verkünder der Schönheit zu werden. Noch waren ihm die Wege dunkel, die zu diesem Ziele führen sollten. Noch wogten alle Ströme bewegten Daseins durch die zarten Saiten seines seelischen Lebens. Und auf ihn dürfte in erster Linie sein eigenes Wort angewandt werden: „Das Zeichen wahrer Vornehmheit ist nicht reiner, moralischer Wandel, sondern Feinfühligkeit." Diese Feinfühligkeit aber, die ihn mit ständigem Mitleid erfüllt für Alle, die gedrückt, arm und vom Reichtum des Lebens abgeschnitten sind, hält ihn doch auch fern von unmittelbarer Berührung mit andern Menschen, es seien denn solche von seiner Art.

Wohl bringen die Jahre des Studiums in Oxford ihn in Kontakt mit der aristokratischen Jugend seines Landes, wohl durchdringt ihn der Zauber alter Traditionen und neuer Wissensquellen, wohl hängt sein farbenfrohes Auge wie trunken an dem glühenden Weinlaub, dem Epheu, der sich wie in satten Kränzen um die alten Mauern schlingt. Aber wir wissen nur von einer Freundschaft, die ihre Wurzeln tief und dauernd in seine Seele senkte; es ist dies die innige und auf gemeinsame Interessen gegründete Verbindung mit Henry Ackland. Aus dieser Freundschaft hervor wächst wie eine Blume, dem Boden gegenseitigen Zusammenschlusses entsteigend, die Gründung des naturwissenschaftlichen Universitätsmuseums, das die Namen der beiden Freunde für immer vereinte. Bereits in dem Bau dieses Museums spricht sich deutlich die Kunsttheorie Ruskins aus: „Nicht das ist die nationale Kunst, die einfach überkommene Formen übernimmt oder willkürlich neue Formen schafft, sondern die an das anknüpft, was in der Vergangenheit heimischer Kunst noch lebendig ist, es den Bedürfnissen einer neuen Zeit anpaßt und aus ihnen wiedergeboren werden läßt."

Vielleicht zeigt sich in dieser Verbindung alter und neuer Wahrheiten schon in etwas der Ethiker, dem nur das schön zu sein vermag, das den Stempel innerer Wahrhaftigkeit an der Stirn trägt.

Und wie in seinen Gedanken über die Kunst alles auf das Innerliche und Echte gewandt war, so galt das Gleiche von den persönlichen Beziehungen seines Lebens. So kann ihn auch eine erste Liebe, eine Liebe, die keine Erwiderung findet, ihn aber mit der Glut der Leidenschaft bis zum Grunde erfüllt, nicht zur Verkümmerung und Verbitterung seiner Seele führen; denn — ist nicht das Geschenk einer Liebe, in der sich alle flammende Schönheit des Herzens auftut, an sich schon ein Geschenk der Götter? Und muß sie nicht zu einer vollen Vertiefung des Gemütes, zu einer Aufgeschlossenheit für den ganzen Reichtum und die Fülle des Lebens werden? Das Sichausleben in der Leidenschaft erscheint ihm vollkommen belanglos. „Aber ohne die Leidenschaft in sich erlebt zu haben, können im Menschen nicht Brunnen der großen Tiefe aufbrechen, und die Kraft und Majestät seiner Seele kann sich nicht entfalten." So wird ihm zur inneren Veredlung, was der Gang des Lebens an ihn heranträgt, und von diesem Erleben erster glühender Leidenschaft werden ihm auch die unpersönlichen Dinge zum Spiegel des Lebens. „Gott macht alles schön zu seiner Zeit" — aber diese Schönheit will Ruskin als eine innerliche zugleich gefaßt haben. Und wie seine Ausbildung und Ausübung als Maler ihn nicht zu den Höhen führt, von denen seine Seele träumt, so drängt eben diese zitternde, die Schönheit in allen Poren spürende Seele ihn zu der Kunst Anderer. Sich in sie zu versenken, ihre Hoheit und Größe zu verkünden, wird seines Lebens Ziel. Gleichsam als hätte er sich des Carlyleschen Wortes erinnert, daß es die zweitgrößeste Eigenschaft sei, nicht nur Helden zu verehren, sondern auf sie als Helden hinzuweisen. Er sollte ein Seher, Deuter und Künder der Natur und der Schönheit werden in ihrer Beziehung zur Kunst und zum Menschenleben.

So ließ er das volle Licht inneren Verstehens auf Turner fallen, der seinem Volke bis dahin ein Unbekannter oder Verlachter gewesen. So wies er hin auf die feine und doch starke Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst. So lehnte er die einfache Uebernahme überlieferter Kunstformen ab und zeigte scharf das Recht der heut Lebenden, die da „suchten, nur ihre Impression der Natur auf den Beschauer zu übertragen". Und das englische Volk begann zu lauschen auf die Stimme, die in hinreißender Schönheit der Sprache ihm den Weg der Kunst wie mit hellen Kerzen beleuchtete."

Wir blicken wie in ein schimmerndes Bilderbuch. Die Malergestalten eines Turner und Rossetti, eines Burne Jones und William Morris ziehen an unserm Augen vorüber: wir erkennen nicht nur den Gang ihres inneren und äußeren Lebens, sondern auch die feinen Fäden, die sie mit dem Leben und der Freundschaft Ruskins verbindet, einer Freundschaft, in der er niemals das Seine suchte, sondern dem Leben und Wirken der Anderen in der feinfühligsten und ritterlichsten Art sich unterordnete. Wir sehen aber auch, wie fast ein jeder dieser Freundschaftsfäden sich wieder löste; denn so hoch gespannt war Ruskins Anschauung von Freundschaft und Zusammengehörig-

keit, daß sie eine volle Uebereinstimmung in allen Dingen, auch denen des Geschmacks und der Kunstrichtung verlangte. Und verstimmt und enttäuscht zog er sich zurück, wo diese absolute Uebereinstimmung ausblieb. Er war ein Einsamer und blieb es, da auch seine Ehe, eine auf den Wunsch der Eltern geschlossene Verbindung, sich wieder löste und ihn in das elterliche Haus zurückführte.

Man hat Ruskin vorgeworfen, daß er in seiner Aesthetik moralisiere, daß er es zu keiner reinen Anschauung der Kunst um ihrer selbst willen bringe. Wer aber die Stones of Venice und Modern Painters gelesen, wer sich in Worte wie die folgenden versenkt hat: „Höchste Kunst ist danach die Versinnlichung des schöpferischen Gehalts und hohen Könnens einer großen Persönlichkeit; und wo sich eindringende Phantasie der Anschauung und Meisterschaft der Hand, die höchste Vision ahnend, verwirklicht — da tritt große Kunst ihre Herrschaft an", der kann nicht zweifeln an seinem Erfassen reiner Kunst gerade als solcher. Wie er aber wiederum nicht bloßer Aesthet war, wie es ihm Kernpunkt alles schöpferischen Wirkens war: putting the Infinite within the Finite, das Unendliche in das Endliche hineinzulegen, wie ihm die Kunst in Ausübung und Betrachtung als eine Veredelung des Lebens erschien, wie ihre Beseelung in Handwerk und Kunsthandwerk ihm am Herzen lag und ihn fliehen ließ vor jeder Massenfabrikation, vor Allem, was den Schaffenden zum rein mechanischen Arbeiter herabdrückt, wie er darin einen Verlust der Menschenwürde erblickt, so konnte es ihm nicht genügen, diese Hebung und Veredelung nur auf das künstlerische Gebiet beschränkt zu sehen. Sie auf das praktische, auf das wirtschaftliche Leben zu übertragen, wird seines Lebens Ziel.

Beeinflußt von Carlyle und verbunden mit ihm wirft er sich hierin dem Strome seiner Zeit entgegen, und ruft in der Klage eines alten Propheten aus, daß es ihm keine Ruhe lasse bei Tag und Nacht, daß ihm sein Lager zu weich, sein Brot zu locker sei, sein Gewand zu fein angesichts alles Jammers um ihn herum. Es war in ihm wie ein Zwang des Gewissens, dem er nicht zu entfliehen vermochte, und tiefer und tiefer macht er sich den Calvinschen Grundgedanken zu eigen, „die Regelung des gesamten öffentlichen und privaten Lebens durch den geoffenbarten Gotteswillen" bestimmen zu lassen. Und dabei sollte die Liebe nicht der Kitt, sondern das Ferment sein. Gedanken einer mittelalterlichen Gildengründung schwebten seiner Seele vor. Es sollte eine Gilde sein, die es sich zur Aufgabe stellte, an Andern und für Andere willig und freudig zu arbeiten, dem Wohnungselend in den Städten entgegenzuwirken, dem Volke auf dem Lande gesunde und den Natur- und Schönheitssinn fördernde Heimwesen zu gründen, die Kunst in Form von Museen in ihr Leben treten zu lassen und nicht nur Niemanden zu töten, sondern edles Leben zu retten und zu heilen, alle Schönheit auf Erden zu bewahren und zu vervollkommnen. Und als ein furchtbarer Schandfleck auf dem Kleide seiner englischen Nation erschien es ihm, daß gerade der Kapitalismus sich bereichere an dem Wohnungselend, das in den Londoner Vorstädten herrschte. Wie er einen großen Teil seines Vermögens hingab, um die verrufensten dieser Häuser zu erwerben und in menschlichen Zustand zu versetzen, wie er in sozialen Briefen, denen er den Namen Fors Clavigera gab, wieder und wieder das Gewissen seines Volkes wach zu rufen trachtete, wie er Arbeitslose zu Straßenkehrern anwarb und mit der feinen Seele tief und tiefer sich hinabneigte zu dem krassesten Jammer, so verschärften und verfeinerten sich ihm selbst die Gegensätze zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer und führten ihn in seinen Plänen nicht selten über die Grenzen des Möglichen hinaus.

Es war eine große Tragik seines Lebens, daß das Volk, das seinen Kunsttheorien jubelnd zugestimmt hatte als Offenbarungen einer neuen Wahrheit, das sich begeistert an das Katheder des Kunstprofessors gedrängt hatte, sich von seinen sozialen Bestrebungen kalt und mit einem Achselzucken abwandte und über den Mann zu lächeln begann, der eine Verzinsung des Kapitals als Versündigung empfand. Die von ihm geplante St. Georgengilde wurde nicht begründet. Die Gelder für ländliche Wohnungen flossen ihm nicht zu, und in Industriellen und Besitzenden stellte sich ihm eine Mauer entgegen, an der kein Mahnruf des kranken und in seiner Sensibilität überreizten Mannes zu rütteln vermochte. Einzig die Gründung des Ruskin-Museums für Arbeiter in Sheffield war, wie der Park, der in der düstersten und rauchgeschwärztesten Stadt Englands das Museum umgibt, ein Ruhepunkt für seine rastlosen Gedanken und Pläne.

Ein kranker, durch ein Gehirnleiden auch in seiner geistigen Tätigkeit gebrochener Mann, mußte sich Ruskin von dem schaffensfrohen Werk des Tages zurückziehen. Aber bei Allem, was unerfüllt blieb, was sich nicht in das Leben umsetzen ließ — wer vermag zu sagen, ob nicht die Träume der Edelsten eines Volkes zu Lichtern werden, welche die Berggipfel erhellen, die erst der Fuß der Nachgeborenen zu ersteigen berufen ist? Hoch über dem Leben steht das Ideal, es bestimmend und verklärend, und die sich im Ringen darnach verbluten, mögen zu Stufen werden, auf denen die Folgenden emporsteigen.

Ueber der zweiten Lebenshälfte Ruskins liegt wie ein süßer, schwerer Duft die Geschichte seiner letzten Liebe. Auch sie eine Liebe, die nur innerlich ihre Erfüllung fand in der Hingabe und dem inneren Verschmelzen zweier hochgestimmter Seelen, die, jede ihres eigensten Wesens Kern getreu, zu keiner Verbindung die freie Lösung zu finden wußten. Und doch, über dem Leben der Beiden steht wie ein Gold der Verklärung und Weihe.

So treten wir zurück von dem Bild dieses Mannes in dem Gefühl tiefer Ehrfurcht, leise klingt durch unsern Sinn das Wort von Novalis: „Die Blüte ist das Symbol des Geheimnisses unseres Geistes." Möge diese Blüte, auf fremdem Boden gewachsen, auch unserm Volke blühen.

Kiel Emma Müllenhoff

Neue Hochschule, neuer Humanismus

Die „humanistische Fakultät"

Die Hochschule ist in einem Prozeß innerer und äußerer Umbildung begriffen. Die Selbstverwaltung der Universitäten, die Studentenparlamente, vor allem aber die feste Organisation aller Hochschulverbände zur Deutschen Studentenschaft haben dem einzelnen Studenten ein neues Verhältnis zur Hochschule gegeben. Mit dem Ringen um neue Form parallel läuft das Ringen nach einem neuen Inhalt. Das Bildungsziel, das Verhältnis zur Hochschulwissenschaft, ja Sinn und Zweck der Wissenschaft überhaupt sind von neuem problematisch geworden. So spontan die Bewegung ist, so lassen sich doch deutlich zwei selbständig geprägte Richtungen in ihr erkennen, die scheinbar zusammenhanglos nebeneinander herlaufen, im Grunde aber einer Not und einem Drang entspringen und ineinandergreifen.

Seitdem die Philosophie als die Wissenschaft von ihrem Thron gestürzt worden war und der Forschungs- und Lehrbetrieb der modernen Universität — nicht zuletzt durch die modernen Naturwissenschaften — eine immer weitergehende Spezialisierung mit sich gebracht hatte, wurde der einzelne Student immer mehr in seinem fachlichen Wissenschaftsgebiet isoliert und verlor Ueberblick und Zusammenhang sowohl mit den übrigen Fakultäten als mit der universitas überhaupt. Er war in erster Linie der Jurist, der Mediziner, der Chemiker. Es mag dazu kommen, daß, als nach dem Kriege die zurückkehrende Masse der Studenten die so lange unterbrochene und entbehrte Berufsarbeit wieder aufnahm und mit aller Kraft die verlorene Zeit wieder einholen wollte und mußte — denn es waren jüngere Semester zuvorgekommen —, als die wirtschaftliche Not zu raschem Examen und Brotstudium drängte, daß oft Scheuklappen vorgebunden werden mußten, um alle Gedanken auf das begrenzte Fachgebiet zu konzentrieren und die Arbeitsleistung hier zu steigern. Zudem ging überall der Zusammenschluß der Berufsstände vor sich, es kam daher ganz von selbst, daß, als an allen Universitäten Studentenausschüsse eingesetzt wurden, gleichzeitig auch Fakultätsausschüsse gefordert und gebildet wurden. Obwohl die Kompetenzen beider abgegrenzt waren, kam es doch häufig zu Streitigkeiten über

ihre Zuständigkeit. Schon die wirtschaftliche Not und ihre Gefahr, weite Kreise der Studentenschaft zu proletarisieren, zwang zu einem festen allgemeinen Zusammenschluß und einer klaren bewußten Hochschulpolitik. Der Gedanke einer Einigungsbestrebung in der deutschen Studentenschaft war nicht neu, doch wurde er erst akut und nun auch brennend, als es nach der Novemberrevolution hieß, die Universität dem neuen Staat und die Studentenschaft den neuen Verhältnissen einzugliedern. Am 17. Juli 1919 wurde zum ersten Mal in Würzburg ein allgemeiner deutscher Studententag abgehalten und auf ihm die „Deutsche Studentenschaft", der Zusammenschluß sämtlicher deutscher Hochschulen, gegründet.

Die Einberufung des ersten allgemeinen Studententages war die Ursache, daß die Technischen Hochschulen und die Bergakademien sich zu gesonderten fachlichen Verbänden zusammenschlossen, um geschlossener aufzutreten, und anläßlich dieses ersten Studententages war es auch, daß die aus den Fakultätsausschüssen der einzelnen Universitäten hervorgegangenen Fachschaften sich zu „Fachgruppen der Deutschen Studentenschaft" (im ganzen 13) konstituierten. Somit war innerhalb des allgemeinen Zusammenschlusses in fester Form auch die berufsständische Vertretung organisiert. Die Fachgruppen haben ihre eigenen Tagungen und ihre eigenen Aufgaben und erhalten in der allgemeinen Kammer der Studentenschaft ihre besondere rechtliche Stellung.

Die spezialistisch gegliederte Wissenschaft hatte sonach auch äußerlich eine Form erhalten, als sich auch hier, im äußeren Gebiet, die Gefahr herausstellte, durch überhandnehmende Unübersichtlichkeit dieser studentischen Teilbildungen den allgemeinen Zusammenhang zu verlieren, und so beschloß man denn, in diesem Jahre, zunächst einmal versuchsweise, die Vertretertage aller Fachgruppen zu gleicher Zeit und am gleichen Ort abzuhalten und als Krönung und Abschluß gemeinsam einen Studientag zu veranstalten, auf ihm die Ergebnisse aller Vertretertage zusammenzustellen und in den Mittelpunkt dieser Tagung die Behandlung einer brennenden Frage der Hochschulreform zu stellen. Die Vertretertage der Fachgruppen fanden in der Pfingstwoche in Witzenhausen statt, den Studientag hatte man auf den 22. Mai auf den Hanstein festgesetzt. Als Thema stand die Frage der humanistischen Fakultät auf der Tagesordnung.

Es muß zunächst auf den ersten Blick merkwürdig erscheinen, daß zu einer Tagung der Vertreter der einzelnen Fakultäten eine Frage zur Diskussion gestellt wird, die aus der Abkehr von der Sonderstellung der Fakultätswissenschaften heraus ein Problem über den Fakultäten stehenden kultur-ethischen, menschlichen Inhalts aufwirft. Um diesen scheinbaren Widerspruch zu verstehen, muß man der andern Richtung nachgehen, die aus der gleichen Quelle — Spezialisierung der Wissenschaft und ihrer Lehre — herkommt und parallel mit der äußeren Gestaltwerdung der Bewegung (in den Fachgruppen) sich als inneres Ringen darstellt und ihren ersten sichtbaren Ausdruck findet in dem Plan einer humanistischen Fakultät.

Was ist und was will die humanistische Fakultät? Was sich hier im Rahmen der Hochschule um den inneren Geist der Hochschulerneuerung abspielt, ist in die allgemeine Bewegung der Zeit hineingespannt. Mit dem Fortschreiten der Spezialisierung und der Technik ging die Verknüpfung mit dem Leben verloren. Schon vor dem Kriege hatten wir in der Jugendbewegung eine Art romantischer Revolution gegen die mechanisierte und materialisierte Zeit. Nach dem Kriege setzt diese Bewegung erneut ein — es sei hier nur an die Steinersche Anthroposophie, an die neue Mystik usw. erinnert; auch der Erfolg des Spenglerschen Buches gehört hierher. Daß die Hochschule als eine Hauptträgerin des deutschen Geisteslebens von diesem Drängen der Zeit berührt werden mußte, ist selbstverständlich. Der Mensch verlangte wieder Geltung, auch in der Wissenschaft. Das Wort Humanismus wurde in die Debatte geworfen, und so entstand, befehdet und umstritten, der Kampf um eine neue humanistische Reformation. Der Plan einer humanistischen Fakultät ist erstmalig von Dr. Götz von Selle in Göttingen (siehe Nachrichtenblatt der Deutschen Studentenschaft Nr. 1 und 3) aufgeworfen worden. Es handelte sich dabei darum, an den Universitäten eine Abteilung — eine Art Fakultät, aber nicht im Sinne der Fachfakultäten und ohne Examen und Inskription — „Allgemeine Bildung" (oder unter anderem Namen) einzurichten, in der das, was sonst an der Universität keinen Raum hat, erörtert werden und Zusammenhänge gezeigt werden sollen (z. B. Weltanschauungsfragen, Individuum und Gemeinschaft, das religiöse Ethos, Staat und Kirche usw.), auch sollen die drängenden Aufgaben der Zeit nicht mehr außerhalb der Hochschule stehen. Der Gedanke wurde vor allem auch von Dr. Mahrholz, dem Herausgeber der „Hochschule", aufgegriffen und propagiert (siehe Nachrichtenblatt der Deutschen Studentenschaft Nr. 10, Frankfurter Zeitung 1921, Nr. 364). Eine Zeitlang bestand auch die Absicht, den in die Universität einziehenden Lehrern hier eine Heimstätte zu bereiten, die ihrer besonderen, Bildungs- und nicht Forschungsaufgabe angemessen sein sollte, doch wurde dieser Gedanke wieder fallen gelassen. Zur kurzen Geschichte des Planes der humanistischen Fakultät ist nur noch zu sagen, daß sie sich zu dem Problem der inneren Hochschulreform verdichtet hat.

Es war nun ein glücklicher Gedanke, dieses allen nahestehende Problem auf dem ersten Studientag der deutschen Studentenschaft gerade den Fachgruppen zur Debatte zu stellen und diese Tagung aus der Stadt hinaus in Sonne und freie Luft, auf den Hanstein zu verlegen. Zwischen grünen Hängen und rotem Kleee stiegen wir aus dem Werratal hinauf und blickten von der Mauer der zerfallenen Burg in die mailiche hessische Berglandschaft. Dann lagerte man sich im Burggarten. Als erster Referent sprach Dr. Werner Mahrholz-Berlin, kurz und klug. Es war kein Programm, was er gab, sondern ein warmes Bekenntnis zum Menschen. Das Tatsächliche seiner Darstellung überzeugte und entwaffnete: die Universität ist der Volksgemeinschaft verantwortlich, darum müssen auch die brennenden Fragen der Zeit an ihr Platz finden. Sie soll Führer schaffen helfen, darum muß sie den ganzen Menschen, Kopf und Körper, bilden; bis jetzt stehen körperliche und politische Bildung außerhalb der Hochschule. Humanismus, ein unglückliches Wort mit wechselndem Inhalt, sagt nichts Anderes, als daß der Mensch wieder zum Maß der Dinge gesetzt wird. Die humanistische Fakultät will keine dilettantische Schwatzschule sein, aber der Ort an der Hochschule, der den Zusammenhang mit dem Leben zu pflegen hat. Die Wissenschaft diene wieder dem Menschen.

Nach diesem warmherzigen Bekenntnis mußte es dem Korreferenten, Dr. Siegfried Berger-Merseburg schwer fallen, Kritik und Gegenvorschläge zu machen. Seine einstündige Rede war eine gründliche sich durchringende Auseinandersetzung mit allen Problemen des Für und Wider und beleuchtete das eben so einhellige wirklichkeitsnahe Ziel in einer fruchtbaren positiven Kritik von der anderen Seite. Auch er erkannte, daß die heutige Universitätswissenschaft dem suchenden Menschen Steine statt Brot gibt. Aber die Aufgaben, die man der humanistischen Fakultät zuweist, sind die der philosophischen Fakultät. Mit der humanistischen Fakultät tritt das ethische Moment in den Vordergrund, fällt die Idee der Forschung, die dem Charakter der deutschen Universität — zu deren klassischem Ideal sich Dr. Berger bekannte, im Gegensatz zu Dr. Mahrholz, der die neue Hochschule will — widerspricht. Die intuitive Einstellung, die man fordert, ist eine schwere Gefahr, die dem Dilettantismus Tür und Tor öffnet. Der Weg zum Erlebnis, zum Humanismus geht nicht über die Wissenschaft hinweg, sondern mühselig durch das Fachstudium hindurch.

Wie würde nun eine humanistische Fakultät aussehen? Professor Ehrenberg-Göttingen legte den Plan des Ausschusses der Göttinger Universität für die Errichtung einer humanistischen Fakultät vor. Die Göttinger Kommission, bestehend aus Dozenten aller Fakultäten, hat unter Führung des Historikers Prof. Brandi beschlossen, im Vorlesungsverzeichnis ein Kapitel „Allgemeine Bildung" einzufügen. An einem Wochentage sollen fakultative einstündige Vorlesungen über Weltanschauungsfragen (z. B. Wahrheitsproblem, historisches Bewußtsein), Kultur des Ausdrucks (künstlerisches Erlebnis) usw. gehalten werden. Interessant war die Darstellung, wie Prof. Ehrenberg als Biologe durch das Bildungsproblem zu

der Anteilnahme an der humanistischen Fakultät gekommen war.

Die Aussprache setzte das Für und Wider fort. Die Vertreter der Fachgruppen bekannten sich fast sämtlich zu der Idee der humanistischen Fakultät, deren Verwirklichung sie in irgend einer Form erstrebten. Doch erschien einem ihrer Vertreter die Gegensätzlichkeit der Anschauungen so groß, daß er am Schluß der Tagung sagen konnte: „Wir haben heute den Traum einer humanistischen Fakultät ausgeträumt." Das aber entsprach sicherlich nicht dem allgemeinen Empfinden. Ihm verlieh Dr. Mahrholz in seinen als Schlußwort gegebenen prägnant gefaßten Leitsätzen treffenden Ausdruck: der Gedanke der humanistischen Fakultät ist ein Zielgedanke, der dem Willen, den Zusammenhang des Ganzen im Besondern, das Gemeinsame in den Fakultäten zu erkennen, dient. Die humanistische Fakultät will eine Gemeinschaft der Lehrenden verschiedener Fakultäten und Lernenden verschiedener Fakultäten sein. Der Gedanke der humanistischen Fakultät ist aus der Not der Gegenwart herausgeboren und will der Zukunft des Volkes dienen.

Cassel — Otto Suhr

Rettet die evangelisch-theologische Wissenschaft!

In Cöln wurde Ende Februar unter hervorragender Mitwirkung von Vertretern der Rheinischen Kirchenbehörde, der Provinzialsynode, sowie der Pfarrer und Gemeinden eine „Rheinische Gesellschaft zur Förderung der evangelisch-theologischen Wissenschaft" gegründet, die Mittel sammeln will zur Sicherung der bedrohten evangelisch-theologischen Wissenschaft insbesondere des Rheinlandes. Die Ziele, die sie sich setzt (worin die Notlage der deutschen theologischen Wissenschaft besteht, im einzelnen darzulegen erübrigt sich für die Leser der CW), sind vor allem Auffüllung der Seminarbibliothek der Bonner theologischen Fakultät, Unterstützung der vor dem Eingehen stehenden theologischen Fachblätter, Ermöglichung des Bezuges ausländischer Zeitschriften, sowie von Neuveröffentlichungen theologischer Literatur durch Dozenten, nicht zuletzt auch Unterstützung von Studierenden durch Bücher in Gestalt von Seminarprämien usw. Eine Fülle von Aufgaben, für die die Gesellschaft jährlich mindestens 100 000 Mark jährlich aufzubringen hat. Mitglieder können werden Privatpersonen gegen Jahresbeitrag von 10 Mark, Organisationen von 30 Mark mindestens.

Nachdem ich an der Gründungsversammlung teilnehmen konnte, glaube ich, daß es gut ist, wenn auch einmal wir studierenden Theologen eintreten und werben für eine Gesellschaft, die das fördern will, was uns Lebensluft ist, die evangelisch-theologische Wissenschaft, deren Pflege uns ja auch als letztes Ziel vorschwebte, als wir die evangelischen Theologenschaften gründeten. Ich wende mich mit dem Aufruf zur Hilfe zunächst an die rheinischen Leser der CW: wer selbst nicht Mitglied werden kann, der unterstütze unsere gemeinsame Sache durch eifriges Werben und Hinweisen in den Vereinen der evangelischen Gemeinden und bei finanzkräftigen Laien. Besonders unsere evangelischen Arbeiter-, Bürger- und Volksvereine könnten hier helfen; ebenso die Gemeindevertretungen. Darüber hinaus rufe ich dem ganzen Leserkreis der CW zu: Die rheinische evangelisch-theologische Wissenschaft ist besonders bedroht; unsere kleine Diaspora-Fakultät steht einer der regsten und bestbesuchtesten katholischen Fakultäten gegenüber. Wenn sich die Gegensätze der Studentenschaft zuspitzen (wie das nicht nur hier, sondern in der Gesamtstudentenbewegung der Fall ist, hoffen wir in einer der nächsten Nummern zeigen zu können), so ist das nur typisch für das, was überhaupt kommen wird. Ich brauche nicht zu betonen, wie wichtig die Arbeit unserer Rheinischen theologischen Wissenschaft für eine stärkere Geltendmachung eines bewußt deutschen Protestantismus gerade am Rhein ist, an dem auf allen Gebieten die für Volk und Vaterland wichtigsten Entscheidungen fallen werden.

Wer unserer rheinischen und deutschen, evangelisch-theologischen Wissenschaft glaubt helfen zu müssen, wende sich um Auskunft oder mit Spenden und Mitgliederbeiträgen vorläufig an den Präses der Rheinischen Provinzial-Synode, Herrn Pfarrer D. Wolff in Aachen, Richardstraße.

Sterkrade (Niederrhein) — Heinz Dungs

Die Grundlinien des Neuprotestantismus

Vgl. 1920 Nr. 47 und nächste Nummer

Aus dem Kreise des Bundes für Gegenwartchristentum im Freistaat Sachsen wird mitgeteilt, daß man die Absicht habe, die in Nr. 47 des vorigen Jahrgangs veröffentlichten gekürzten Grundlinien zum Gegenstande der Besprechung in Vereinsversammlungen zu machen. Das entspricht dem eigentlichen Zwecke ihrer Aufstellung. Sie sind aus der Ueberzeugung hervorgegangen, daß es doch, schon damit die neuere Theologie Werbekraft hat und um des festeren Zusammenschlusses und der Abwehr willen, unerläßlich ist, ein gemeinsames bestimmtes klares Bekenntnis zu formulieren, und wenigstens das zu versuchen. Sie beruhen nicht auf der stolzen Meinung, damit etwas Neues, Selbsterdachtes und Fertiges zu geben, sondern sie wollen nur ein solcher Versuch sein, nämlich die Wahrheiten darzulegen, in welchen bei den seit Luther gewonnenen Erkenntnissen, besonders bei der Wirkung Kants und des deutschen Idealismus der christliche Glaube in uns lebt, damit in gemeinsamer Arbeit das Ziel erreicht werde.

Dazu aber ist es doch nötig, die ausführliche Darlegung dieses Versuches zu kennen.

Der erste Teil, unsere Stellung zu der Ueberlieferung, die Ablehnung des Buchstabenglaubens, der sogenannten Bluterlösung und des übertriebenen Sündengefühls mit der Losung: Los von der Orthodoxie und dem pietistischen Wesen und zurück zu der einfachen Lehre Jesu! ist in beiden Formen gleich; der zweite Teil, unser Glaube, hat in der ungekürzten Form folgende Fassung:

1. Wir erkennen den Hauptunterschied der christlichen Religion vom Judentume und von allen anderen Religionen in den beiden Lehren Jesu, die den Inhalt des von ihm verkündigten Evangeliums bilden, von der Gotteskindschaft aller Menschen und von dem Sittengesetze statt aller zeremoniellen Vorschriften.

Wir glauben an den lebendigen Gott, den Vater des eingeborenen Sohnes und unsern himmlischen Vater, an das ewige Leben und an den Artunterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere, an die Befähigung und Bestimmung des Menschen zu einem von dem Zwange des Naturzusammenhanges freien, geistigen Leben.

2. Wir erkennen die wahre christliche Gesinnung in dem sittlichen Pflichtgefühle und in dem Gottvertrauen, d. i. in der grundsätzlichen Entschlossenheit, in allen Dingen dem Gewissen zu folgen mit seinem Grundgesetze: „Nicht Nutzen und nicht Freude, sondern Rechttun, Jeder nach seinem Gewissen", so daß das Wollen des Guten unser höchstes Interesse ist, hinter welches alle anderen Interessen zurücktreten, alles dem Geschicke anheim und in Gottes Hand zu stellen und immer vor allem nur auf das Eine bedacht zu sein und zu dem Einen um Kraft zu bitten, den Willen Gottes zu erkennen, zu tun und zu tragen, und so an die sittliche Weltordnung und an die allwaltende väterliche Liebe und Gnade Gottes zu glauben.

Das ist das Gesinntsein, wie Jesus auch war. Wer diese Gesinnung hat, der steht nicht mehr auf der untermenschlichen Stufe des gedankenlosen Trieblebens, wie die vernunftlosen Geschöpfe, und auch nicht auf der nur dem Grade nach von dem Tiere unterschiedenen Stufe des bloß natürlichen Lebens mit seiner Gebundenheit durch die natürlichen Triebe und seiner Abhängigkeit von der Außenwelt, der hat ein von der ganzen Außenwelt innerlich freies, selbständiges, geistiges Leben in sich, der ist so, wie der Mensch sein soll, wie Gott ihn haben will, und der hat in allen Lagen des Lebens, wenn er sich nur zu dieser Gesinnung hindurchringt, das, was auf keine andere Weise zu erlangen ist, Frieden des Herzens, Trost und Zuversicht und eine tiefe, von allen äußeren Verhältnissen unabhängige innere Freudigkeit.

3. Wir wissen, daß es die dem Menschengeschlechte gestellte Aufgabe ist, sich die Kräfte der Erde dienstbar zu machen, das Leben zu erleichtern, zu bereichern und zu verschönern und das natürliche Leben zu einer möglichst hohen Stufe der Kultur zu erheben; aber wir sehen die höchste und eigentliche Aufgabe in der Kultur des geistigen Lebens.

Die natürlichen Triebe sind nicht zu töten, sondern zu beherrschen und zu leiten, und die verschiedenen Gebiete des menschlichen Lebens müssen ihre selbständige Stellung behalten; aber der höchste Zweck, dem alles dienen muß, ist das Reich Gottes, die Bildung der einzelnen Menschen zu sittlichen Persönlichkeiten und zu Kindern Gottes. Die dazu herangereiften Menschen sind die Früchte am Baume der Entwicklung, auf die es dem himmlischen Gärtner ankommt, und das natürliche Leben ist der Aufzug des Gewebes, in welches das geistige Leben als Einschlag hineinzuweben ist. Das ist die wahrhaft sittliche und christliche Lebens- und Weltanschauung.

4. Wir erkennen es demgemäß als die natürliche Pflicht jedes Menschen, nutzenschaffende Arbeit zu leisten und Freude zu suchen für sich und Andere; aber wir sehen es als die höchste, sittliche Pflicht und als die rechte christliche Lebensführung an, dabei jene, nicht auf Nutzen und Freude, sondern auf das Rechttun gerichtete Gesinnung zu bewahren und zu beweisen. Was das Leben von uns fordert, das müssen wir tun, aber nicht sowohl um des zu erstrebenden Nutzens und Genusses, sondern vielmehr um des Gewissens und um Gottes willen, weil und wie wir es als recht und als den Willen Gottes erkennen.

Im besonderen sehen wir die christliche Lebensführung in der Befolgung folgender vier Grundsätze:

a) Gewissenhafte Treue, — Jeder in seiner Berufsarbeit, und wozu er sich sonst an seiner Stelle zur Zeit berufen fühlen muß, und so, daß uns die ehrliche Berufsarbeit Hauptlebensaufgabe, Hauptgottesdienst und Hauptfreude ist, und daß alle andere natürliche Freude immer unschuldiger Art und wesentlich nur Erholung von und zu der Berufsarbeit ist.

b) Selbstlose, sittliche Liebe, — darauf bedacht, Anderen zur Freude zu helfen, achtungsvoll gegen jeden Menschen, nicht bloß zu gegenseitiger Hilfeleistung und zu gemeinsamem Lebensgenusse, sondern in gegenseitiger Achtung und in dem Trachten nach dem Guten mit einander verbunden, solche Gemeinschaft suchend und pflegend, und immer mehr in allem Tun und Lassen dem höchsten Zwecke, dem Reiche Gottes dienend, der Förderung des geistigen Lebens bei uns und Andern.

c) Leidensbereite Geduld, — nach dem Grundsatz „Unser ist die Treue, Gottes ist der Erfolg" und wohl auch für sich Freude suchend, wie sie der Mensch zur Gesundheit von Leib und Seele nötig hat, aber doch bereit zum Verzicht, wo er von uns gefordert wird, nötigenfalls auf jede Freude.

d) Festes Gottvertrauen, — trotz aller Leiden, trotz des Todes und trotz unserer bleibenden Unvollkommenheit.

Das ist die wahre Nachfolge Jesu. Wer sein Leben so führt, der bewahrt sich in dem Getriebe der Welt seine innere Freiheit und wird zu einem gleichsam von höherer Warte herabschauenden, denkenden Beobachter des Weltgeschehens und des göttlichen Waltens, und der nimmt zugleich die rechte Stellung zur Welt ein und wird, ob auch an bescheidenster Stelle, zum Mitarbeiter Gottes an der Welt zum Bau seines Reiches.

5. Wir glauben an die Wahrheit und Unüberbietbarkeit der christlichen Religion als der Religion des von der Außenwelt innerlich freien, geistigen Lebens mit Gott, dessen Möglichkeit der Materialismus leugnet, zu dem das Gewissen der in jedem Menschen liegende Antrieb und Jesus der Führer der Menschheit ist.

Wir glauben an Jesus als den Herrn, Erlöser und Heiland, weil dies Leben das den Menschen gesteckte Ziel, die von den Fesseln der Welt lösende Kraft und die Quelle des Heils ist.

Das Kreuz ist das rechte Wahrzeichen der christlichen Religion, denn es ist ein Sinnbild des geistigen Lebens, bei dem man etwas Besseres kennt als die Güter und Genüsse der Welt, und das Leiden und Sterben Jesu am Kreuze ist als der Höhepunkt seines Lebens einerseits die höchste vorbildliche Erscheinung dieses geistigen Lebens mit Gott und andererseits der höchste Erweis von seiner und des Vaters Liebe, die uns zu diesem Leben erheben will, das wir hier in Unvollkommenheit führen, und das im Jenseits zum ewigen Leben vollendet werden soll; und so ist der Kreuzestod Jesu das für die Menschheit gebrachte Opfer nicht in dem heidnischen Sinne der Versöhnung und Umstimmung Gottes, sondern in dem wahren biblischen Sinne der Versöhnung der Menschen mit Gott, um auf die Menschen die Wirkung auszuüben, daß sie dies Leben ergreifen, in das rechte Verhältnis zu Gott treten und seiner Liebe und Gnade versichert werden.

6. Als Kennzeichen eines lebendigen Gliedes der christlichen Gemeinde gilt uns die Regel: Kein Tag ohne Gebet, ohne die stille Einkehr in sich und Hinkehr zu Gott; kein Monat ohne Kirchgang, ohne die Betätigung der Gemeinschaft mit den Brüdern und Schwestern aus allen Ständen und Parteien; und kein Jahr ohne heiliges Abendmahl, ohne das feierlich erneute Bekenntnis zum christlichen Glauben und zu der Gemeinde. Doch wissen wir, daß auf protestantischem Boden jeder Zwang in Glaubenssachen ausgeschlossen ist. Wir wahren die evangelische Glaubens- und Gewissensfreiheit, und wir fordern keinerlei Verpflichtung im Sinne mönchischer und pietistischer Gelübde. Aber als Liebespflicht jedes Gemeindegliedes sehen wir es an, tunlichst auch Andere für das zu gewinnen, wofür wir eintreten, für die Religion der Gotteskindschaft und des Sittengesetzes, und damit für das geistige Leben nach dem Gewissen mit Gott durch Jesus.

Buxtehude — Georg Rost

Zur Frage der jüdischen Geheimlehren

Vgl. Nr. 9: Vom Schulchan aruch

Herr Lizentiat Fiebig hat es unternommen, die von mir angeführten Stellen aus Talmud und Schulchan-aruch in ihrer Richtigkeit zu bestreiten. Seine Darlegungen dürften für die meisten Leser wenig Ueberzeugendes haben. Um den Streit von vornherein auf eine klare Grundlage zu stellen, muß Folgendes vorausgeschickt werden:

Die aus Rohlings Schriften entnommenen Talmud-Zitate erheben nicht den Anspruch, wörtliche Uebersetzungen zu sein; sie sind vielmehr nur summarische Inhalts-Angaben einzelner Abschnitte und Gesetze, wobei das Bestreben vorwaltet, die verworrene Ausdrucksweise der Rabbiner sinngetreu in einem klaren Deutsch wiederzugeben. Denn was herauskommt, wenn man eine wörtliche Uebersetzung versucht, hat ja Herr Lizentiat Fiebig an einigen Beispielen bewiesen. Die Leser werden nur mit Widerstreben der spitzfindigen Kasuistik und den verschleiernden Umschreibungen der Rabbiner-Sprache gefolgt sein.

Widerlegt hat Lic. Fiebig nichts, er muß vielmehr zugeben, daß im Choschen hamischpat Kap. 348, 2, Haga tatsächlich gelehrt wird: „Den Irrtum eines Nichtjuden auszunutzen ist erlaubt" — wenn man sicher ist, daß er es nicht gewahr wird. Das ist der klare Sinn der Anmerkung. „Irrtum benutzen" und „betrügen" liegt nach unserer Meinung moralisch nicht weit auseinander.

Wenn nun Fiebig behauptet, der Schulchan-aruch verbiete jede, auch die kleinste Unehrlichkeit, so ist zu ergänzen: „wenn es sich um das Verhalten der Juden untereinander handelt." Das ist es eben, was diese jüdische Lehre von der sittlichen Auffassung aller anderen Völker scheidet, daß sie sittliche Pflichten nur dem Juden gegenüber anerkennt, nichtjüdische Menschen aber ausschließt. Wenn in einem jüdischen Gesetz steht: „Es soll niemand seinem Nächsten (oder seinem Bruder) Unrecht tun", so bedeutet das: es soll kein Jude den anderen Juden schädigen. Auf die Nichtjuden aber erstreckt sich das Gebot nicht. Viele Rabbiner setzen ausdrücklich hinzu: „Die Anderen sind ausgenommen." Das Wort „der Nächste" pflegt der Christ auf jeden Mitmenschen zu beziehen; das jüdische Gesetz aber bezieht es in kluger Kasuistik im strengsten Sinne nur auf den „Nächststehenden", nämlich auf den Stammesbruder und Glaubensgenossen.

Dadurch bekommen alle jüdischen Morallehren ein schielendes Gesicht; sie sehen — oberflächlich betrachtet — ganz sittsam aus, verlieren aber allen wahrhaft sittlichen Gehalt dadurch, daß der Jude im Stillen alle nichtjüdischen Menschen von der sittlichen Gemeinschaft ausschließt, ja die Nichtjuden überhaupt nicht als Menschen anerkennt und dies in Augenblicken unvorsichtiger Ehrlichkeit auch schriftlich offen eingesteht.

Ich bleibe also bei meiner Behauptung, daß für den Juden sittliche Pflichten gegenüber dem Nichtjuden nach Talmud und Schulchan-aruch im Grunde nicht bestehen — außer, soweit die Klugheit oder Notwendigkeit es gebietet. Denn das Wort „Damit der Name nicht entheiligt werde" bedeutet ja nichts Anderes als: „Damit wir Juden nicht in schlechten Ruf kommen." Was will es nun heißen, wenn im Talmud und Schulchan-aruch gelegentlich auch schöne Morallehren stehen, aber gegen die Nichtjuden (Gojim, Akum) keine Anwendung finden? An anderer Stelle habe ich bereits gesagt: „Im Talmud steht Gutes und Schlimmes; dort ist alles verboten und alles erlaubt. In Wahrheit ist der Talmud ein Vexierkasten mit doppeltem Boden, in welchem man nach Belieben Gutes und Schlimmes erscheinen und verschwinden lassen kann, wie mans gerade braucht — so recht gemacht für ein Volk mit doppelter Moral."

Daß das Wort „Akum" auch auf Christen angewendet wird, gibt Herr Lic. Fiebig selbst zu. (Warum sollten auch gerade die harmlosen „Sternanbeter" sich den besonderen Haß der Juden zugezogen haben? Und was haben die Juden der letzten Jahrhunderte, für die doch der Schulchan-aruch geschrieben ist, mit Sternanbetern zu tun? Warum heißt es an einer Stelle: „Ein Akum, der ein Kreuz trägt" und in einer Erläuterung: „Heute, wo wir unter den Akum wohnen"?) Daß aber auch die Christen von den Juden zu den Götzendienern gerechnet werden, denen Tod und Verderben gewünscht wird, darüber läßt u. a. der berühmte Rabbi Maimonides keinen Zweifel, denn er sagt in seiner Erläuterung zum Talmud-Traktate Aboda sara: „Und wisse, daß dieses Volk der Nazarener, welche Jesu nachirren, obgleich ihre Dogmen verschieden, doch allesamt Götzendiener sind, und man muß mit ihnen verfahren, wie mit Götzendienern. Denn die Juden, welche sich jetzt taufen lassen, mischen sich unter die Gojim, und man sagt über einen solchen nicht: »Dein Bruder lebe mit dir«, sondern es ist Gesetz, ihn zu stoßen in die Grube."

Der Betrug an den Nichtjuden ist ja noch das Wenigste, was Talmud und Schulchan-aruch lehren. Oder will Herr Fiebig bestreiten, daß im Choschen mischpat 156, 5 Haga geschrieben steht: „Der Besitz der Akum ist wie herrenloses Gut, und wer zuerst zugreift, hat den Vorteil", und 183, 7 Haga: daß Juden, die gemeinsam einen Christen übervorteilen, sich den Gewinn teilen müssen; 28, 3: daß ein Jude vor Gericht nicht zu Gunsten eines Christen zeugen darf; 388, 10: daß der Verräter, der jüdische Interessen verrät, totgeschlagen werden soll, und daß die ganze jüdische Gemeinde zu den Kosten des Meuchelmordes beizutragen verpflichtet ist; — Jore dea 239, 1 Haga: daß ein Jude falsch schwören darf, wenn keine Entheiligung des Namens damit verknüpft ist — d. h. wenn man nicht zu fürchten hat, daß es heraus kommt — und derlei schöne Dinge mehr!

Will Fiebig bestreiten, daß gleich dem Talmud auch Maimonides, der „Adler der Synagoge", ferner Rabbi Bechai, Levi ben Gerson und Andere lehren, daß die Ehe des Nichtjuden in den Augen des Israeliten keine Giltigkeit habe, und daß der Jude keinen Ehebruch begehe, wenn er ein nichtjüdisches Eheweib beschläft? In die spitzfindige Unterscheidung zwischen „Moralischem" und „Juristischem" will ich Herrn Fiebig nicht folgen; aber er leidet damit ja in seinen eigenen Ausführungen allzukläglich Schiffbruch.

Erst wenn Fiebig die oben angeführten Tatsachen wirklich widerlegen, nicht nur bestreiten oder umdeuten kann, wird sich

der Deutsche und Christ über die Gesinnung, die aus diesen jüdischen Lehren spricht, beruhigen können. Bis dahin aber sind wir zu dem schärfsten Mißtrauen berechtigt. Da nun aber die Deutung der hebräischen Texte in den Rabbinerschulen stets durch mündliche Ueberlieferungen ergänzt wird, die uns verborgen bleiben, und da in Sanhedrin 59 a und in Chaggiga 13 a gelehrt wird, daß ein Nichtjude, der den Talmud studiert, oder ein Jude, der einen Nichtjuden im Talmud unterrichtet, des Todes schuldig sei und heimlich aus der Welt geschafft werden solle, so haben wir alle Ursache, von einer „jüdischen Geheimlehre" zu reden.

Leipzig — Theod. Fritsch

Noch einmal die jüdischen Geheimlehren

1

Zu der vorstehenden Erwiderung Theodor Fritschs auf meinen Aufsatz in CW Nr. 9 bemerke ich Folgendes:

1. Es liegt mir an einer rein sachlichen, wissenschaftlichen Erörterung. Nur diese kann wirklich fördern.

2. Fritsch gibt zu, daß seine Zitate den Text nicht wörtlich geben. Wie soll aber dann der Leser Fritschs ein selbständiges Urteil gewinnen? Eine solide Grundlage aller Erörterungen wird doch nur durch wörtlich genaue, wissenschaftlich brauchbare Uebersetzungen für alle die gewonnen, denen der Urtext nicht zugänglich ist.

3. Fritsch hat ein Widerstreben gegen spitzfindige Kasuistik. So sehr man dies Widerstreben verstehen kann, so gibt doch Fritsch hiermit ein Zweites zu: seine „Zitate" sind nicht nur nicht wörtlich und als Grundlage zu wissenschaftlichen Erörterungen unbrauchbar, sondern er steht ihnen auch voreingenommen gegenüber.

4. Ruhiges Nachdenken sagt sich der Kasuistik gegenüber, insbesondere der in der rabbinischen Literatur vorliegenden Rechtskasuistik gegenüber Folgendes: Die rabbinische Literatur will das mosaische Gesetz auslegen und juristisch-kasuistisch anwenden und weiterbilden. Es handelt sich hier um juristische Literatur. Juristisches Denken geht von dem Wortlaut des geltenden Rechtes aus. Dies geltende Recht, ja dies absolut geltende, hoch heilige Recht ist für den frommen Juden das Gesetz des Moses. Hier liegt die Quelle aller Rechtsentscheide der rabbinischen Literatur. Recht ist mit Notwendigkeit kasuistisch. Die Mannigfaltigkeit des wirklichen Lebens ist nur sehr schwer durch Rechtskasuistik faßbar. Das Recht hat oft Lücken. Mit Notwendigkeit ergibt sich eine Geschichte des Rechts. Kasuistik ist stets eine bewegliche Größe. Moral und Religion sind nur sehr schwer juristisch faßbar. Auf dem Boden des geltenden Rechts kann man unter Umständen sowohl moralisch als religiös schweres Unrecht tun. Die Aufgabe des Juristen ist, das geltende Recht immer wieder auf die einzelnen Fälle des Lebens anzuwenden und stets den Ausgleich zwischen Recht und Moral zu suchen. Das Recht muß scharfe Begriffe prägen, muß unterscheiden. Heutzutage herrscht vielfach Voreingenommenheit gegen die Juristen und ihre Tätigkeit. Ruhiges Nachdenken aber kommt zu einer gerechten Würdigung der Notwendigkeit und Schwierigkeit juristischen Denkens und juristischer Arbeit.

2

Nach diesen Vorbemerkungen gehe ich nun zu Fritschs Aussagen über einzelne jüdische Rechtsentscheide über. Fritsch weist auf eine Reihe Stellen des Schulchan aruch hin. In diesem Buche liegt die jüdische Rechtskasuistik für eine bestimmte Zeit in der Form fertiger Rechtsentscheide vor. Der Talmud dagegen gewährt Einblick in die Begründung der Rechtsentscheide, in die juristischen Kontroversen. Ebenso gewähren die Kommentare des Schulchan aruch Einblick in die Entstehung der Rechtsentscheide. Außerdem fügt auch der Schulchan aruch selbst namentlich die biblische Quelle des Rechtsentscheides häufig hinzu. Ich behandle Choschen mischpat 348, 2 ausführlicher, die anderen von Fritsch zitierten Stellen kürzer. Der Text des Qaro, des Verfassers des Schulchan aruch, lautet nach der Ausgabe Krakau 1578—80, einem der ältesten, unzensierten Texte, Ch. m. 348, 2 so:

„Jeder, der stiehlt soviel, als eine Peruta (etwa 1/8 Pfg.) wert ist, übertritt ein Verbot (des göttlichen Gesetzes), nämlich: „Ihr sollt nicht stehlen" (3. Mose 19, 11) und ist (demnach) verpflichtet zu bezahlen, sowohl der, der Geld (mamon) eines Israeliten stiehlt als wer Geld von Nichtjuden (gojim) stiehlt, als auch wer stiehlt von einem Erwachsenen (wörtl.: Großen) oder von einem Minderjährigen (wörtl.: Kleinen)."

Als Quelle dieses Rechtsentscheids ist ausdrücklich 3. Mose 19, 11 angegeben. Dieses Verbot des göttlichen Gesetzes lautet ganz allgemein. Folglich schließt das an den Wortlaut des Gesetzes gebundene Denken, daß Diebstahl schlechthin verboten ist, auch Nichtjuden gegenüber. Darin liegt doch, daß man deren Eigentum anerkennt. Mit diesem Rechtssatz wird Fritsch einverstanden sein. Er zitiert ihn freilich nicht.

Es folgt nun folgende Anmerkung des Isserles zu obigem Text des Qaro:

„Irrtum eines Nichtjuden (goi), z. B. ihm zu einem Irrtum Anlaß zu sein in Rechnung oder ihm sein Darlehen vorzuenthalten, ist erlaubt, nur daß es ihm nicht bekannt ist, damit nicht Entweihung des Namens (Gottes) vorhanden ist. Und manche (jüdische Gesetzeslehrer) sagen, daß es verboten ist, ihm Anlaß zum Irrtum zu sein, aber, wenn er von selbst irrt, ist es erlaubt."

Die biblische Quelle dieses Rechtsentscheids ist nicht angegeben. Es ist das biblische Fundgesetz 5. Mose 22, 1—4. Diese Stelle des dem frommen Juden hochheiligen Gesetzes redet lediglich von dem Verhalten, das der Jude zu beobachten hat, wenn ein Jude etwas verloren hat, d. h. ihm durch Irrtum oder Vergeßlichkeit etwas abhanden gekommen ist. Daraus schließt juristisches, an den Wortlaut des Gesetzes gebundenes, Denken, daß das Verhalten zu nichtjüdischem Verlorenen juristisch nicht geregelt ist, also hier juristisch vom biblischen Gesetz aus der Rechtsentscheid lauten muß: „erlaubt". Damit ist aber die Sache noch nicht erledigt. Vielmehr treten nun zur Ergänzung des göttlichen Gesetzes für die Regelung des Einzelfalles noch weitere Erwägungen hinzu. Isserles formuliert ganz kurz die Rechtsentscheide, weist auch auf Kontroversen der jüdischen Juristen hin. Der Kommentar Beer hagolah, dessen Eigentümlichkeit darin besteht, die biblischen, talmudischen und sonstigen Quellen der Rechtssätze des Schulchan aruch anzugeben, macht grade zu dieser Stelle sehr wichtige Bemerkungen, die das richtige Verständnis vermitteln. Er zitiert z. B. aus Maimonides, daß es „verboten ist, dem Nichtjuden Anlaß zum Irrtum zu sein in Rechnung", vielmehr soll er es mit ihm ganz genau nehmen; denn „jeder, der Böses tut, ist Gott ein Greuel". Außerdem sagt dieser Kommentar, daß Gott diejenigen, die sich mit Hilfe des „Irrtums der Nichtjuden bereichern", in Armut sterben lassen und schwer bestrafen werde. Er hebt auch den Begriff der „Heiligung des göttlichen Namens" besonders hervor. Fritsch sagt, daß dieser Begriff „nichts anderes bedeute als: damit wir Juden nicht in schlechten Ruf kommen". Das ist nicht richtig. „Heiligung des Namens Gottes" das bedeutet etwas viel Tieferes, Umfassenderes und Größeres. Wir würden den Sinn dieses Begriffes in unserer Sprache so ausdrücken: „Tue nichts, was religiös-sittlich anfechtbar ist, was Gott Unehre macht; handle so, daß du stets vor Gott bestehen kannst, daß niemand Gott um deiner Handlungen willen herabsetzen kann; handle stets zur Ehre Gottes, vermeide alles Böse." Die „Entweihung des göttlichen Namens" ist eine ganz schwere Sünde. Isserles will, wie Qaro usw., peinlich genau das göttliche Gesetz erfüllen. So verliert obiger Rechtssatz alles Anstößige. Es handelt sich um juristische Kasuistik, deren Quelle in der Bibel liegt, die aber durch die Bibel, durch die „Heiligung des Namens Gottes" völlig paralysiert wird und nicht mechanisch, äußerlich, in unsittlichem Sinne gehandhabt werden soll. Wie der Kommentar Beer hagolah zeigt, bekämpft das Judentum selbst das Böse. Es empfindet selbst die zwischen Recht und Moral, Recht und Religion mögliche Spannung. Aber es bekämpft diese Spannung und will, ebenso wenig wie Qaro und Isserles, etwas Böses und Unmoralisches den Nichtjuden gegenüber gutheißen. Die Anmerkung des Isserles ist kein Widerspruch zu dem Text des Qaro, kein Beweis dafür, daß es sich hier um einen „Vexierkasten" handle, sondern eine juristisch-kasuistische Ergänzung des juristischen Begriffes „Diebstahl" durch den juristischen Begriff „Irrtum", wozu in der rabbinischen Rechtskasuistik noch der Begriff „Raub" kommt und als Unterabteilung zu „Irrtum" die Begriffe „von selbst irren" und „Anlaß zum Irrtum werden". Alles dies hat in der Rechtskasuistik seinen Sitz, nicht in der Moral. Die Moral kommt voll und mit tiefstem Ernst durch die Begriffe „Heiligung des Namens Gottes" und „Entheiligung des Namens Gottes" zu ihrem Recht.

Derjenige Jude, der Fritsch dazu Anlaß gibt, daß ihm Fritsch Betrug von Nichtjuden, raffinierte Ausnutzung des Irrtums, der Vergeßlichkeit, der Dummheit von Nichtjuden nachweisen und zum Vorwurf machen kann, also „Entheiligung des Namens Gottes", würde unter das Verdammungsurteil aller gesetzestreuen, frommen Juden genau so fallen wie unter das Verdammungsurteil aller frommen Christen. Juristen sind m. E. am ehesten im Stande, den Talmud und Schulchan aruch richtig zu verstehen, d. h. so, daß sie nicht von vornherein von Vorurteilen gegen juristische Kasuistik erfüllt sind, Recht und Moral zu unterscheiden wissen und die Begriffe scharf fassen, außerdem die notwendige Ergänzung des Juristischen durch die Moral verstehen und die juristische Kasuistik einer bestimmten Zeit nicht mechanisch in andere Zeiten übertragen. Jeder Jurist kennt, namentlich als Rechtsanwalt und Richter, die Gefahren rein juristischen Denkens. Aber eben deshalb sieht er, daß es sich hier um Gefahren handelt, die nicht bloß dem jüdischen Recht eigentümlich sind.

3

Es ist unmöglich, alle Zitate Fritschs an dieser Stelle in voller Ausführlichkeit zu behandeln. In 156, 5 Haga (d. h. Anmerkung des Isserles) handelt es sich um Grund und Boden und um die Art, wie nach jüdischem Recht die Besitzergreifung vor sich geht. Der Nichtjude wird hier in nichts geschädigt. Durch unser Staatsgesetz, das der Schulchan aruch voll aner-

kennen würde, ist das jüdische Recht hier völlig gegenstandslos. 183, 7 Haga ist wieder eine rein juristische Bestimmung, die aus dem juristischen Begriff „Irrtum“ folgt. 28, 3 und 4 haben ihre Quelle in dem biblischen Gesetz 5. Mose 19, 15, wonach nach jüdischem Recht bei Entlastung ein Zeuge genügt, bei Belastung zwei oder drei Zeugen nötig sind. Zu Gunsten eines Nichtjuden genügt ein jüdischer Zeuge. 388, 10 handelt es sich um Denunzianten und Verräter, analog unserem Kriegrecht, Jore dea 239, 1 Haga um einen Eid, der auf Erpressung beruht.

Etwas genauer möchte ich noch eingehen auf Fritschs Satz, daß „die Ehe des Nichtjuden in den Augen des Israeliten keine Gültigkeit habe, und daß der Jude keinen Ehebruch begehe, wenn er ein nichtjüdisches Eheweib beschläft“. Das klingt so, als ob sich der Jude auf diesem Gebiet etwas gestatten dürfe, was ihn in unseren Augen tief herabsetzen würde. Bekannt ist, daß die katholische Kirche nach ihrem Kirchenrecht die Zivilehe oder eine protestantische Ehe nicht als vollgültige Ehe im katholisch-kirchenrechtlichen Sinn anerkennt. Folgt daraus nun, daß sich der fromme Katholik Nichtkatholiken gegenüber alles erlauben und eine protestantische oder zivilgetraute Ehefrau als ledig ansehen dürfe? Genau so ist auf diesem Gebiet das Verhältnis des jüdischen Rechts zu nichtjüdischem Recht. Daraus, daß der Jude nur die nach jüdischem Recht geschlossene Ehe juristisch anerkennt, folgt durchaus nicht, daß er sich nun in seinem moralischen Verhalten über unsere Zivilehe oder kirchliche Trauung hinwegsetzen dürfte. Der fromme Jude denkt in geschlechtlichen Dingen sehr streng. Der Talmud stellt den Verkehr mit Nichtjüdinnen, mögen diese verheiratet sein oder nicht, unter schwere rabbinische Strafen, ebenso unter Gottes Ausrottungsstrafe.

4

Zu dem Begriff „Jüdische Geheimlehre“ Folgendes: Fritsch will das Recht, von „jüdischer Geheimlehre“ zu reden, daher entnehmen, daß „die Deutung der hebräischen Texte in den Rabbinerschulen stets durch mündliche Ueberlieferungen ergänzt wird, die uns verborgen bleiben“. Woher weiß Fritsch das? Er spricht hier eine Vermutung aus ohne jeden Anhalt. Die weit verzweigte rabbinische Literatur gibt einen klaren Einblick in die Lehrweise der jüdischen Talmudschulen. Zu den Stellen Sanhedrin 59 a und Chagiga (so! nicht: Chaggiga!) 13 a verweise ich auf Strack, Jüdische Geheimlehren? (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn 1920.)

Leipzig — Paul Fiebig

Zeitschriften-Umschau

6 — 25. 4. 21

Den Anfang muß wieder einiges Allgemeine machen. Im Zusammenhang mit dem Zusammenschluß der orientalistischen Zeitschriften Deutschlands und mit einer Umgestaltung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, von der später einmal Näheres zu berichten sein wird, legte F. E. Peiser die Redaktion der Orientalistischen Literaturzeitung mit Heft 3/4 nieder. Sein Nachfolger ist W. Wreszinski. (Nach Zeitungsmeldungen ist Peiser inzwischen gestorben.) In Zukunft soll jeder der orientalistischen Zeitschriften eine Sonderaufgabe zufallen. Auch davon wird später in anderem Zusammenhang die Rede sein müssen. — Von dem Schicksal des „Vortrupp“ hat schon CW 10, 180 und 16, 295 berichtet. Aus dem an letzterer Stelle bereits erwähnten Schlußwort Poperts seien hier die drei Punkte hervorgehoben, auf die er dort als ihm besonders wichtig erscheinend nachdrücklich hinweist: in der Kulturpolitik Kampf gegen den Alkohol, in der deutschen Außenpolitik angelsächsische Orientierung, in der deutschen Innenpolitik Zusammenschluß der Mitte gegen die Radikalismen rechts und links.

In der Umschau 14, 165 setzt A. Penck (Das Alter des Menschengeschlechts auf deutschem Boden) den ältesten Menschen auf deutschem Boden, den sog. homo Heidelbergensis, vor mindestens ½ Million Jahren, vielleicht sogar vor 1 Million Jahren an.

Die Vorstellung, daß der Tote auf einer Barke in die jenseitige Welt fahren muß, behandelt M. Ebert, Die Bootsfahrt ins Jenseits, Prähistorische Zeitschrift XI/XII, 179. Nirgends hat diese Vorstellung so bedeutenden, geradezu monumentalen Ausdruck in Grabbau und Totenkult gefunden wie in den Boots- und Schiffsgräbern nordgermanischer Stämme in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends. Durch neuere Ausgrabungen in nordischen Ländern scheint es aber Ebert bewiesen, daß die Vorstellung bereits in der Bronzezeit im Norden herrschte und sich bis etwa 300 v. Chr. gehalten hat. Dann erwacht sie in der späteren römischen Kaiserzeit zu neuem Leben. In der ersten Periode (etwa 300—500 n. Chr.) kommt es noch nicht zur Materialisation der Idee, es bleibt vielmehr bei Substitutionen durch Bild oder andeutende Wiedergabe in der Grabaussteuer. In der zweiten Periode seit etwa 500 aber ist die vollständige Realisation der Idee in den Boots- und Schiffsgräbern, besonders der Könige, vollzogen. — Von Ausgrabungen auf religionsgeschichtlich wichtigem Boden berichtet auch Th. Wiegand: Petra, Umschau 12, 141. Im Anschluß an K. Wulzingers umfangreiche Veröffentlichung der Forschungsergebnisse des Deutsch-Türkischen Denkmalsschutzkommandos aus dem Winter 1916/17 (Berlin 1921) deutet Wiegand die bekannten Felsgrabfassaden als auf die Fläche projizierte Nachbildungen eines freistehenden Bauwerks. Durch die neuen Forschungen wissen wir jetzt aber auch genauer, wie die eigentliche Stadt Petra mit ihren Wohnhäusern, Märkten, Gymnasien, Tempeln, Theatern, Bädern und Palästen aussah. — Andere hochwichtige Ergebnisse von Ausgrabungen bringt Giglioli zum ersten Mal in Deutschland zur Kenntnis (Die Tonbilderei der Etrusker im Lichte der neuen Funde, Zeitschr. f. bildende Kunst, Februar, S. 25). An der Hand vortrefflicher Abbildungen macht er die Kunst des etruskischen Tonbildners Vulca aus Veji und seiner Schule lebendig. Nach altrömischer Ueberlieferung wird diese etruskische Kunst des 6. vorchristlichen Jahrhunderts mit dem Bau und der Ausschmückung des kapitolinischen Juppitertempels unter Tarquinius Priskus in Verbindung gebracht. Durch neue Ausgrabungen auf dem Boden des alten Veji wird nun diese alte Tradition gegenüber moderner Kritik überraschend bestätigt. Wir gewinnen einen bedeutenden Eindruck von der künstlerischen Höhe dieser etruskischen Tonbildnerei. Vor allem ist jetzt zum ersten Mal eine Freistatue gefunden worden, ein Apollo, 1,80 Meter hoch, bis auf die Arme gut erhalten, der ursprünglich mit drei anderen Statuen zu einer Szene vereinigt war und sich jetzt in Rom im Museo di Villa Giulia befindet.

Sehr reizvoll erzählt Wilamowitz den Inhalt des alten Volksbuchs von „Homer, dem fahrenden Dichter“ (Deutsche Rundschau, März, S. 321). Er analysiert die dort vereinigten novellistischen Stoffe und kommt zu folgenden wichtigen Ergebnissen: Unzweifelhaft gab es einen berühmten Dichter namens Homer. Der Name bedeutet so etwas wie „Diener“, weist also in tiefere Volkschichten. Geburtsort war Smyrna. Mit der Ilias wird er in irgendwelcher Verbindung stehen. Er war fahrender, armer Dichter und Schulmeister, ganz entgegen dem üblichen vornehm-würdigen Homerbild. — Das in der klassischen Philologie viel verhandelte „Prometheusproblem“ macht A. Körte zum Gegenstand einer erneuten Untersuchung (Neue Jahrbücher 45, 5, 201). Gegen Gercke nimmt er auch den δεσμώτης mit Bestimmtheit für Aischylos in Anspruch und sucht nach Möglichkeit den Inhalt der Prometheustrilogie zu rekonstruieren. — Zu der umstrittenen Frage der Entstehung des Geschichtswerks des Thukydides liefert Wilamowitz (Sphakteria, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften XVII, 306) einen sehr lehrreichen Beitrag, der geeignet ist, der von ihm und z. B. Ed. Schwartz gegen andere Forscher wie Ed. Meyer vertretenen Anschauung eine neue Stütze zu bieten, daß das thukydideische Werk uns heute nicht in der von seinem Verfasser abschließend redigierten Form vorliegt, sondern daß die zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Teile auch zu verschiedenen Zeiten abgeschlossen wurden und in Folge des Todes des Verfassers nicht mehr die zur Veröffentlichung bestimmte Gestalt durch umfassende Ueberarbeitung haben erhalten können. Er zeigt das an den die Kämpfe um Sphakteria behandelnden Abschnitten des vierten Buchs, die vor 421 geschrieben und abgeschlossen sein müssen. — Seiner CW 12, 219 und 15, 278 erwähnten Arbeit über „Platons Religiosität und Theologie“ läßt C. Ritter eine weitere über „Platons Ethik“ folgen, deren erstes Stück im 4. Heft der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft S. 97 vorliegt. Im ersten Band seines „Plato“ (München 1910) hatte R. die Ethik Platons nach der Darstellung des Gorgias als eudämonistisch und intellektualistisch bezeichnet. Da der zweite Band des Werkes in Folge der Zeitumstände vorerst ungedruckt bleiben muß, legt R. hier die Einzelbelege dafür vor, daß die Ethik Platons auch nach den späteren Schriften in gleichem Sinn zu charakterisieren ist. — Veranlaßt durch das Buch von E. Bickel über „Den altrömischen Gottesbegriff“ (Teubner 1921) behandelt Wissowa ein Thema der altrömischen Religionsgeschichte (Die Varronischen di certi und incerti, Hermes 2, 113). Er verteidigt von neuem seine zuerst 1885 aufgestellte, inzwischen mehrfach, u. a. auch von Usener, abgelehnte These, daß die Unterscheidung zwischen di certi und incerti lediglich einem Anordnungsprinzip Varros ihren Ursprung verdanke und in keiner Weise auf einer im Wesen der betreffenden Göttergruppen liegenden Verschiedenheit beruhe.

Eduard König (Natursage und Naturmythus, Konservative Monatsschrift März, S. 370) will nur eine solche Erzählung als Sage bezeichnen, die in einem Gegenstand oder Vorgang der Wirklichkeitswelt ihren Quellpunkt besitzt, während der Ursprung des Mythus im Gedanken, in der Idee liege. Aus dem Bereich des Alten Testaments sind Flutsage und Schöpfungsmythus die besten Beispiele für den Unterschied von Natursage und Naturmythus.

Wie 1883 von dem Evangelienkommentar des Theophilus von Antiochien und 1900 von den Pfaffschen Irenäusfragmenten, so befreit Harnack jetzt zum dritten Male die altchristliche Literatur von einem unechten Eindringling, indem er die am Ende des 16. Jahrhunderts von dem Minoriten Feuardentius entdeckten und edierten fünf angeblichen Polykarpfragmente als Fragmente des Christengegners Porphyrius aus einer bisher unbekannten lateinischen Streitschrift des Rhetors Pakatus gegen ihn aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts erweist (Neue Fragmente des Werks des Porphyrius gegen die Christen. Sitzungsber. der Ber-

liner Akademie XIV, 266). Das Werk des Pakatus, das hier zum ersten Mal aufgehellt wird, soweit das heute noch möglich ist, ist deshalb so bedeutsam, weil Pakatus der einzige Lateiner ist, der eine Schrift gegen Porphyrius schrieb, und außer Hieronymus der einzige, der sich ernstlich mit ihm beschäftigte. Er ist höchst wahrscheinlich identisch mit dem aquitanischen Rhetor Drepanius Pakatus sowie mit jenem Pakatus, der eine Biographie des Paulinus von Nola in Versen zu schreiben beabsichtigte. Wie der falsche Name Polykarps in die Quelle des Feuardentius kam, ist ein ungelöstes Rätsel. Eine Einzelheit, die für die bekannte von Wellhausen und Ed. Schwartz angeregte Streitfrage betreffs des Martyriums der Zebedaiden von Interesse ist, sei noch erwähnt: in einem der Fragmente bezeugt Porphyrius den natürlichen Tod des Apostels Johannes.

Im Interesse eines wahren „Friedens unter den Konfessionen", für den er gerade heute die Vorbedingungen für günstig hält, ruft Max Scheler zu weit lebhafterer gegenseitiger Kenntnisnahme und rein geistiger Auseinandersetzung zwischen den Konfessionen auf (Hochland Nov. 1920, S. 140 und Jan. 1921, S. 464). „Die reinste und vollkommenste Selbstdarstellung jeder Konfession, die als weithin sichtbares und fühlbares Beispiel wirkt und Liebe und Gefolgschaft wirkt: das ist auch der schönste Weg zum konfessionellen Frieden." — An die konfessionelle Frage heran führt auch Heinrich Sierp S. J. die „Schicksalsstunde der preußischen Landeskirche, Stimmen der Zeit 6, 425. Der Titel spielt ausdrücklich auf CW 1920, 793 (Bleier) an. Die Auflösung der evangelischen Kirche, für die er zahlreiche Zitate, besonders auch aus der CW seit 1913, anführt, liegt nach S. einfach in der Konsequenz ihrer Grundsätze. Die Positiven sind inkonsequent in ihrer Auffassung vom Wesen der Kirche; nur die liberale Theologie ist die wahre Konsequenz des Protestantismus (vgl. CW 14, 253). Die protestantische Kirche besteht bisher nur durch die Inkonsequenz ihrer Anhänger. Die vielgerühmte „Einmütigkeit" auf dem Dresdener Kirchentag ist Täuschung oder Verblendung. Der erste Schritt auf dieser Bahn zur Selbstauflösung war Luthers Tat. Ohne unfehlbare kirchliche Autorität ist eine Kirche unmöglich. — Hier sei auch hingewiesen auf Hugo Langs O. S. B. „Erwägungen zur Foerster-Kiefl-Kontroverse" (Hochland 4, 393), aus der nach Lang nur für die pädagogische Methodik Erkenntnisse bleibenden Wertes zu gewinnen sind. — Ergreifende Einblicke in die seelischen Spannungen des modernen deutschen Judentums gewähren die „Betrachtungen eines Freidenkers" über „Religion und Volkstum" aus dem Nachlaß von A. Weißler (Preuß. Jahrb. 183, 2, 218). Bei der Wahl zwischen Judentum und Deutschtum bekennt sich W. begeistert zum letzteren, gerade auch unter den Eindrücken des Weltkriegs.

Ueber „Erfahrungsbeweise der persönlichen Unsterblichkeit" schreibt sehr interessant Hanns von Gumppenberg im Märzheft des Kunstwarts, S. 331. „Selbst das Auftreten einer im Sinne der Okkultisten ideal »beweiskräftigen« Materialisation würde nichts weiter beweisen, als daß mit Hülfe der merkwürdigen medialen Feinmaterie irgendein unbekannter Wille, der mit dem bewußten Willen der Anwesenden nicht identisch ist, ein plastisches Abbild der früheren menschlichen Gestalt des Verstorbenen zu formen und originaltreu zu bewegen vermochte: was gewiß seltsam genug wäre, aber kein Unsterblichkeitsbeweis". Denn über den jetzigen Zustand des Verstorbenen sagt das Ganze gar nichts Zwingendes aus.

Den „modernen Atheismus" untersucht E. Troeltsch in einem gedankenreichen Aufsatz der Hilfe (9, 136) auf seine Wurzeln und seine Entwicklung hin. Eine Rettung aus diesem An-sich-selbst-Irrewerden vermag er weder in einer Rückkehr zur katholischen Kirche noch in der Theosophie und Anthroposophie zu erblicken, auch hält er das heute vielerörterte Untergangsdogma nicht für die Antwort auf die hier gestellte Frage. Vielmehr kommt nur eine Ueberwindung von innen heraus für uns in Betracht, deren Bedingungen und Möglichkeiten er in äußerst packenden Ausführungen darlegt. — „Zur religiösen Krise" äußert sich kurz A. Bonus im Anschluß an K. Barths Römerbrief und drei kleinere Schriften desselben Verfassers (Kunstwart März, S. 354). — Zum Jahrestag des Todes Boussets widmet ihm Titius ein warmes Wort des Gedächtnisses (Hilfe 8, 121). — Schärfsten Protest wider die Maßnahmen der Entente gegen Arbeit und Eigentum der deutschen Mission erhebt J. Witte im 4. Heft der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft, S. 117.

Eine glänzende Arbeit über den „Aufbau der europäischen Kulturgeschichte" veröffentlicht E. Troeltsch in Schmollers Jahrbuch 1920, 3, 1. Von dem Reichtum dieser für Troeltschs Geschichtsphilosophie äußerst wichtigen Arbeit vermag ein kurzes Referat keine Vorstellung zu vermitteln. Die großen Aufsätze Troeltschs über „Das Ethos der hebräischen Propheten" und über „Die alte Kirche" aus dem Logos 1916/17 erhalten hier recht eigentlich ihre grundsätzliche Fundamentierung. — Geschichtsphilosophisch höchst wertvoll ist auch die Auseinandersetzung Natorps mit Jacques Rivière L'Allemand. Souvenirs et réflexions d'un prisonnier de guerre (Paris 1919), einem Buch, das seinerseits wieder ausgeht von 2 geschichtsphilosophischen Aufsätzen Natorps über Deutschtum aus dem Kunstwart vom November 1915 (Hassenswert, weil wir nicht hassen? Kunstwart Januar, S. 194, und Februar S. 265). N. bekennt sich auch heute noch zu der damals von ihm den Deutschen gestellten Aufgabe: den Sozialismus, d. h. die Durchdringung des ganzen Volks- und Völkerlebens mit dem Geist der Gemeinschaft und Freiheit heraufzuführen. Im Grundsatz scheint N. der Sieg dieses Sozialismus durch den Ausgang des Krieges bereits entschieden. — In seinen „Bemerkungen zu Spenglers Untergang des Abendlandes" (Neue Jahrbücher 45, 8, 324) wendet sich H. Nachod nachdrücklich gegen Spenglers Charakteristik der griechischen Antike als apollinisch-ahistorisch, als raumverneinend und einseitig auf das Körperliche gerichtet und gegen Spenglers Behauptung von der Punktförmigkeit des hellenischen Lebensgefühls. Er widerlegt diese Behauptungen besonders aus einer Betrachtung der griechischen Architektur und Plastik und erklärt sie aus nicht genügender Sachkenntnis, einseitigen Uebertreibungen und vorgefaßten Prinzipien.

Berlin-Friedenau Hermann Diehl

Wöchentliche Chronik

Unter den Schwarzen der Gegend von Queenstown in Capland trat ein Mann auf, der sich für den Propheten Henoch ausgab. Er verkündete Christi leibhaftige Wiederkunft in nächster Zeit auf einem Hügel bei Bullhoeck. Viele wollten das Ereignis an Ort und Stelle mit erleben und eigneten sich zu diesem Zwecke Staatsländereien an, um sich darauf Wohnhütten zu erbauen. Zureden und Drohen half nicht dawider; die „Israeliten", wie die Fanatisierten sich nannten, mußten „Jehova" mehr gehorchen als den Menschen. So schickte schließlich die Regierung 800 Mann Polizei. Als die Eingeborenen der Aufforderung zur Uebergabe nicht nachkamen, sprach das Maschinengewehr. 199 Schwarze blieben tot, 125 verwundet auf dem Platz. Die übrigen ergaben sich, Henoch wurde gefangen genommen. Nach FZ 397.

Von Personen. Prof. D. Ragaz in Zürich hat seinen Abschied als Dozent der theologischen Fakultät eingereicht. E St

Verschiedenes

Schweigender Dienst. Der Pfad des Staunens. Von L. Violet Hodgkin. Mit einem Geleitwort von Rudolf Otto, Professor in Marburg. Uebertragen von P. Baltzer. Tübingen, J. C. B. Mohr 1921. 63 S. 6 Mk.

Ein „Quäkerbuch", ein ganz innerliches Buch der Selbstbesinnung. Nicht von den großen Gemeinschaftsaufgaben der „Freunde", wie sie sich nennen, ist darin die Rede, nicht von ihrer unermüdlichen Hilfe und Fürsorge für unzählige Notleidende, nicht von ihrer großzügigen Arbeit, das Christentum in die Tat umzusetzen: ganz schlicht und einfach enthüllt uns das Büchlein jenen kostbaren Besitz ihres Inneren, aus dem ihre nie versiegende Kraft, ihre gesamte praktische Tätigkeit quillt — das Sakrament des „schweigenden Dienstes" (silent worship).

In irgend einem schmucklosen Versammlungsraum vereint sich die Gemeinde — „um in vereintem Schweigen ein Dreifaches zu erleben: das innige innere Einswerden der Vielen in der Einheit des Geistes, .. das Warten auf das Ausbrechen des Geistes in freier Ansprache oder Gebet, .. das stille Ruhen in der Gegenwart des Höchsten und seine beseligende, erleuchtende und stärkende Gemeinschaft auch ohne Wort". — Wie dieses ihr kostbares Erbe zu ihnen kam, wie Aehnliches sich schon früher im Christentum und in anderen Religionen fand und wie es dermaleinst — „ein unschätzbarer Besitz für gegenwärtige und kommende Nöte der ganzen Erde sein wird", das wird uns hier in schöner, klarer Sprache zu Herzen geführt. Man kann nur vor Einem erzittern: daß die heilsame Entdeckung uns nur zu rasch auch wieder zu Gewohnheit und Brauch werden möchte. Aber vorläufig entdecken wir noch. — Die Uebersetzung ist vortrefflich. R

Ernte. Seit mehr als zwanzig Jahren berichtet das „Literarische Echo" ausgiebig und kundig, knapp und scharf über das gesamte literarische Leben Europas, über die wissenschaftlichen und allgemein-geistigen Strömungen, über Bühne und Presse. Sehnlich erwünscht war seit langem eine kurze Zusammenfassung der unübersehbaren Fülle von Notizen, Uebersichten, Kritiken und Aufsätzen. Diesem Wunsche entspricht die neueste Veröffentlichung des verdienten Verlages Egon Fleischl und Co. in Berlin unter dem Titel „Ernte, Jahrbücher der Halbmonatsschrift Literarisches Echo". Der zweite Band liegt nun vor (281 Seiten, gebunden 28 oder 31 Mark), geschmackvoll ausgestattet wie sein Vorgänger, der zwar vor ihm den Bilderschmuck voraushatte, den er aber durch die Reichhaltigkeit und Gediegenheit seines Inhaltes noch übertrifft. Briefe über die französische, englische und italienische Literatur, Zusammenstellungen der literarischen Vorkommnisse und der Uraufführungen des letzten Jahres, ein Ueberblick über die verschiedenen Gattungen unsers Schrifttums mit ganz knappen Urteilen zuständiger Kritiker und eine „bibliophile Chronik" (von Zobeltitz) dürften von nun ab zum eisernen Bestande gehören. Dazu kommen im vorliegenden Bande größere (z. T. autobiographische) Charakteristiken von Albert Steffen, Juliane Karnath und Humphrey Ward, sowie Aufsätze über die

Cottaische Buchhandlung, über den Frauenroman des 18. Jahrhunderts (von Maync) und über Spenglers Untergang des Abendlandes (aus der scharfen Feder Helmolts). Von besonderm Gewicht für unsre Leser aber dürften die beiden Spitzaufsätze des Bandes sein. Hier fordert Guido K. Brand eindringlich die Vertiefung des dichterischen Schaffens durch das religiöse Erlebnis. Bei Goethe wie bei Rilke, bei Mystikern wie bei Gotikern, überall findet er das Eine: „Zwischen mir und dir, in deinem Wesen und meinem Sein, aller Dinge Auswirkung von innen, zwischen uns und Raum und Zeit ist Gott. Und mit ihm: der Weg zu Ihm", d. h. jener „Weg zum Mythos", jene „Wiedergeburt der Kunst aus dem Geiste der Religion", wie sie das neue Buch von Ernst Michael im Verlag von Diederichs in Jena fordert. Im gleichen Verlage ist das hochbedeutende Buch eines der Vornehmsten unter diesen Suchenden erschienen, „Ewige Pfingsten" von Ernst Lissauer, dem der zweite Aufsatz des Bandes gilt. F. Gregori vermeidet darin, glücklicher als sein Vorgänger, den übermodernen Sturm- und Drangstil unserer Jüngsten, ihr „gegenseitiges Hinweisen, Ausdeuten und Vergöttern". Aber wir wünschen den künftigen Bänden der neuen Reihe mehr Aufsätze von dem Kaliber dieser beiden und legen unsern Lesern das ganze Unternehmen warm ans Herz. Robert Petsch

Kleine Mitteilungen. Neulich stand in einer Zeitung in verlorener Ecke von furchtbaren Pogromen zu lesen, denen die Juden bis auf die neuste Zeit in Ostgalizien ausgeliefert sind — und niemand in der Welt kümmert sich darum! Uns Deutschen geht es jetzt nicht viel anders als dort den Juden. Zwar ist von Oberschlesien die Rede in der Presse der ganzen Welt. Aber das bringt die Welt nicht fertig, daß unsre Volksgenossen dort von der Angst und Marter, in der sie leben, erlöst werden. Welch ein elender Sieg, den unsre Besieger davon getragen haben: Ohnmacht häufen sie auf Ohnmacht, Unrecht auf Unrecht. Wo bleiben die Ideale, mit denen sie während des Krieges spielten und prahlten? Ihr Spiel haben sie damit gewonnen, aber ihr Wort nicht gelöst. Gibt es eine Ehrensache in der Welt, so ist es Fried und Ruhe in Oberschlesien! Schämt ihr euch denn gar nicht, ihr stolzen Sieger? R

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Sommeraufenthalt
sucht Theologenfrau für sich und ihr $2^3/_4$ Jahre altes Töchterchen vom 15. Juli an in waldreicher Gegend (Thüringen, Harz bevorzugt) gegen mäßige Pension. Wäre bereit, als Gegengabe einige Gesang- oder Klavierstunden zu geben. Off. unter **A. H. 1881 Postamt 7 Leipzig** erbeten.

Ferienstellung vom 15. 7. bis 15. 8. ohne gegenseitige Vergütung sucht Lehrerin, 38 Jahre, bei warmherziger gebildeter Familie, wo sie in hingebender Arbeit an Kranken, Kindern, in Hauswirtschaft, Gartenarbeit oder Unterricht Vergessen von schwerem Leid und geistige Anregung findet. Beste Empfehlungen. Gefällige Angebote an **M. W. 58 Dorn-Dürkheim**, Rheinhessen.

Für meinen Aeltesten (angehenden Quartaner) den ich selbst unterrichte, möchte ich einen Kameden ins Haus nehmen.
Ganderkesee **P. Bultmann**

Theodor Rother, W. Stöver
Buchhandlung und Antiquariat für Theologie, **Leipzig**
sucht stets: **Bibelwerke** von Besser, Dächsel, Godet, Kautzsch, Keil und Delitzsch, Lang, Zahn. **Predigten** von Aeschbacher, Bitzius, Benz, Geyer und R. Hauck Realenz, Schiele Religion, Merget Dtsch. hebr. Wörterbuch, Müller Symb Bücher, Murray Hohepriester, Windelband Philosophie. Jedes **neue** Buch mit $^1/_2$ Porto auf Quartals-Konto.

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt
in **Friedrichroda**, Schreibersweg 6
bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer. Anfragen an die Hausmutter Fräulein **Arents.**

Vorzugsangebot der von Prof. Lic. **Glaue-Jena** herausgegebenen Sammlungen **des freien Christentums. Festpredigten:** Advent. Weihnachten. Passion. Karfreitag. Ostern. Himmelfahrt. Pfingsten. Trinitatis. Erntedankfest. Reformationsfest. Bußtag. Totenfest. Silvester. Neujahr. Aeuß. Mission. Weihe- und Jahresfeste. Kriegspredigten.
Kasualreden: Grabreden (nicht mehr einzeln!). Schulandachten. Konfirmation. Traureden. Taufreden. (Ausführliche Kritiken postfrei.) Einzeln je M. 2,40; geb. M. 4.—, alle 22 Bde. auf einmal nur M. 40.— (statt 52 80); geb. nur 66.— (statt 88.—) auch gegen 3 Quartalsraten durch: Krüger & Co., Leipzig 18, Liebigstraße 9.
Schicket euch in die Zeit. Predigten zur Zeitenwende. 25 Beiträge u. A.: Von Bauer, v. Broecker, Cordes, v. Dryander, Fikenscher, W. Kaehler, D. Kirmß, D. Kremers, Lichtenstein, Rolffs und D. Stolte herausg. von **Herm. Josephson.** (M. 8.—.) Ortsübliche Zuschläge!

Die Hilfe
Zeitschrift f. Politik, Literatur u. Kunst
Begründer: Friedrich Naumann.
Herausgeber Wilhelm Heile und Gertrud Bäumer.
In der Zersplitterung einseitiger Interessenrichtungen und parteipolitischer Strömungen sucht die „Hilfe" alle zukunftsgläubigen Deutschen zusammenzurufen, die an dem Bau eines neuen, auf nationale und soziale Grundlagen gestellten Volksstaates mithelfen wollen.
Probeheft kostenfrei.

Vierteljahrespreis 10 M
Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40.

Soeben erschienen:
Die rettende Weltanschauung
Der Gottesglaube auf neuer Grundlage
von
Carl Hermann Stenz
55 Seiten 8° in Umschlag geheftet
Preis Mk. 4.—
Zu beziehen nur durch Einzahlung **von Mk. 4.— und 30 Pfg. für Porto** auf das Postscheckkonto:
„Buchdruckerei Hermann Bode, Berlin 10 016"
Hier tritt klar und packend eine Weltanschauung auf, die zu der wirklichen Welt paßt und der Menschheit große Anregungen gibt. Den Kampf zwischen gut und böse erleben wir Menschen täglich. Es ist das ein Teil des Kampfes, der sich im Weltall zwischen der guten und der bösen Weltmacht abspielt.
Die Menschen halten die Schuftigkeiten der Weltereignisse für den natürlichen Verlauf oder für Fügungen des allmächtigen Gottes.
Da bringt die Weltanschauung des Universalismus einen völligen Umschwung in die Denkweise, aber zugleich einen Aufschwung im idealistischen Sinne. Das Feld soll Gott behalten!

Die Teurung nötigt jedermann, der mit beschränkten Mitteln auskommen muß, zu wohlüberlegter Sparsamkeit. Auch in der Bestellung von **Drucksachen!** Unser Setzmaschinenbetrieb mit der schönen, schmalen und klaren Frakturschrift der C. W. ermöglicht **Ersparnisse** in den Kosten, freilich nur bei deutlichem, sorgfältig durchgearbeitetem Manuskript. Gewähr für einwandfreie Hauskorrektur.
Druckerei BAUER, Marburg

Schloß Elgersburg
Thüringer Wald. Romantische Burg nahe Ilmenau. Gemeinschaftsstätte und Erholungsheim. Tagespreis von 20 Mk. an. **Emil Engelhardt.**

Familienversorgung
Wer für sich und seine Hinterbliebenen sorgen will, erreicht dies in besonders vorteilhafter Weise durch Benutzung der Versicherungseinrichtungen des
Preußischen Beamten-Vereins
Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Förster, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufm. Angestellte und sonstige Privatangestellte.
Versicherungsbestand 495 352 808 M.
Vermögensbestand 214 910 717 M.
Der Verein arbeitet **ohne bezahlte** Agenten und spart dadurch sehr bedeutende Summen. Er kann daher die Prämien (Versicherungsbeiträge) sehr niedrig stellen und trotzdem **sehr hohe** Dividenden verteilen, so daß die **Gesamtkosten** für die Versicherung bei **unbedingter Sicherheit äußerst gering** sind. — Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins zu Hannover.
Bei einer Drucksachenanforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.
Hierzu als Beilage eine literarische Ankündigung der Verlagsbuchhandlung C. Bertelsmann in Gütersloh (Studien des apologetischen Seminars in Wernigerode)